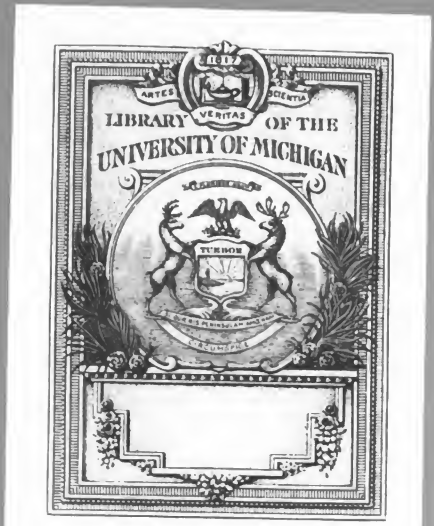
GOETHES LYRIK. ERLAUTERUNGEN NACH KÜNSTLERISCHEN...

Berthold Litzmann

Digitized by Google


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURRIS

838
G60
L782

Digitized by Google

838
GGO
L782

Goethes Lyrik

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethes Lyrik

Erläuterungen
nach künstlerischen
Gesichtspunkten
Ein Versuch

von

Berthold Litzmann

Egon Fleischel & Co. Berlin 1903

Digitized by Google

Seiner kaiſerlichen und königlichen Hoheit

Wilhelm

Kronprinzen des deutſchen Reiches und von Preußen

Als eine Erinnerung an die
Bonner Studienzeit

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfaſſer.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Vorwort

Als ein Versuch kündet dies Buch sich an; als ein Versuch in doppeltem Sinn.

Ich will damit versuchen, dem gerade in künstlerisch feinfühligen Kreisen noch immer herrschenden Vorurteil zum Trotz den Beweis zu liefern, daß die Erläuterung eines Gedichts durch einen Dritten keineswegs eine mindestens überflüssige Kraftanstrengung ist, sondern daß ein solcher Kommentar unter Umständen gerade auch für den, der die betreffende Dichtung genauer kennt einen künstlerischen Genuß an sich gewähren kann.

Und ich will ferner versuchen, allen denen, die beim Unterricht der Schwierigkeiten einer von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehenden Erläuterung immer wieder schmerzlich sich bewußt werden, durch praktisches Beispiel eine Anregung zu geben und die Richtung anzudeuten, in der sich meiner Überzeugung nach alle Erläuterungsversuche bewegen müssen, die auf eine Verfeinerung und Vertiefung unseres Kunstsinnes überhaupt abzielen.

Interlaken, am 3. September 1903.

Berthold Litzmann.

139952

Digitized by Google

Einleitung.

Die moderne deutſche Lyrik beginnt mit Goethe. Seit den Blütezeiten des Minneſangs hatte, von einzelnen ſchnell wieder verwehten und verhallten Klängen abgeſehen, die deutſche Kunſtlyrik nur ein Scheinleben geführt; ſich, ihrem eigenſten Weſen untreu, auf Bahnen verirrt, die weit ablagen von den Quellen, aus denen, ſo lange es Sprache und Dichtung giebt, die lyriſche Poeſie Leben und Nahrung geſogen hat.

Durch Goethe hat ſie einen neuen Inhalt bekommen, oder richtiger, ſie iſt ihrer eigentlichen Beſtimmung wiedergegeben: den unmittelbarſten, ſubjektivſten Gefühlen und Stimmungen des menſchlichen Seelenlebens künſtleriſchen Ausdruck zu geben in einer dem Inhalt ſich anſchmiegenden, den Inhaltsgedanken begleitenden, aber nie übertönenden, rhythmiſchen Form.

Dieſe Lyrik in ihrer reinſten und ſchlichteſten Form faſſen wir unter dem Begriff des Liedes zuſammen. Die weſentliche Vorausſetzung für ſie iſt — mehr als

Digitized by Google

bei irgend einer der andern Dichtungsformen — die naive Empfindung, die natürliche durch Reflexion nicht getrübte Sprache der Leidenschaft in eine künstlerische Form zu gießen, in welcher der typische Gehalt der jeweiligen Stimmung oder Leidenschaft, das allgemein Menschliche, mit überzeugender, fortreißender Kraft zum Ausdruck kommt, ohne doch das ganz Subjektive, das Persönliche, das diesem Typischen die Farbe gibt, zu vergewaltigen oder zu verwischen.

Die vorgoethische Lyrik, vor allem die des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand auf einem andern Standpunkt. Für die ganze Reihe der Poeten, die seit Opitz Tagen als Lyriker auftreten, war, mit verschwindenden Ausnahmen, diese subjektivste Dichtungsform ein Instrument, das sie wohl äußerlich, technisch meistern, aber nicht innerlich zu beseelen vermochten. Man arbeitete wesentlich mit übernommenen, überkommenen Motiven, in konventionellen, wie fertigen Clichés, für jeden, der zugreifen wollte, bereitliegenden Formen und Ausdrücken, ohne das Bedürfnis, aus dem Eigenen etwas Anderes hinzuzufügen, als eine saubere, zierliche, geschmackvolle Ausarbeitung.

Auch die Lyrik ist, wie die übrige Poesie in diesem Zeitraum, nur ein Spiel mit Formen. Und weil es eben auch nur ein Spiel der Phantasie ist, eine „Vergnügung müßiger Stunden", eine „Belustigung des Verstandes und Witzes", ist auch nur in ganz vereinzelten Fällen, fast wider Willen des Dichters, der Puls-

Digitized by Google

ſchlag einer individuellen Stimmung oder Leidenſchaft zu ſpüren.

Es geht vielmehr wie auf einer großen Maskerade zu. Der Zweck iſt, nicht ſich zu geben wie man iſt, ſondern zu zeigen wie geſchickt man fremdes Weſen annehmen und wie gut man ſich im fremden Koſtüm bewegen kann. Der frivole Lebemann dichtet geiſtliche Lieder zu Dutzenden, ohne daß er oder andere das als Heuchelei empfänden; der ehrbare, im bürgerlichen Leben peinlichſt die Würde des Amts wahrende Geiſtliche tritt auf in der Maske eines tändelnden, lüſternen von geſtohlenen Küſſen und den Freuden der Liebe frivol plaudernden galanten Schäfers; und ein trockener, nüchterner Pedant, dem nie ein Tropfen Wein das innere und äußere Gleichgewicht erſchüttert, erſcheint als bezechter Silen, der aus einem Rauſch in den andern taumelt. Ein auch nur annähernd ſicherer Rückſchluß aus der Lyrik eines Dichters auf ſeine wirkliche Lebensanſchauung, geſchweige denn auf ſeine perſönlichen Lebenserfahrungen iſt um dieſe Zeit in der Regel, namentlich wenn es ſich um Erotik handelt, unmöglich.

Wohl gibt es Ausnahmen, aber ſie beſtätigen nur die Regel. In Paul Flemings Gedichten da leuchtet's bisweilen auf wie rote Roſen, die vom Stamme duften; es ſieht einen ohne Schleier und Maske aus einem Paar heißer Menſchenaugen wie ein Menſchenſchickſal an. Aber um ſo ſchmerzlicher empfindet man dann den konventionellen Zwang, dem auch er ſich fügt, um ſo verletzender,

Digitized by Google

die Modeschnörkel, mit denen auch er fast ausnahmslos ungekünstelte subjektive Stimmung verzerrt. Am ungebrochensten noch erscheint und am naivsten die Menschennatur in der Lyrik, die in akademischen Kreisen wurzelt, wenn auch gerade hier neben manchen frischen, ursprünglichen, neuen Tönen, die im Kreise der Freunde und Nachfolger Flemings, der sächsisch-thüringischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts laut werden, sich nur zu bald auf der einen Seite die Roheit, auf der andern auch wieder die Schablone und das Cliché breit macht.

Auch das stärkste und zweifellos ursprünglichste lyrische Talent, was das siebzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, der Schlesier Joh. Christian Günther, lenkt, so mächtig seine impulsive Natur zuweilen alle Schranken anerzogener, konventioneller Unnatur durchbricht und sich in Urlauten Luft macht, immer wieder in die ausgefahrenen Bahnen ein, und wird gerade in seinem Besten und Eigensten von den Zeitgenossen am allerwenigsten verstanden. Immerhin ist Günther eine Erscheinung, die den nach ihm Kommenden — sowohl den Schaffenden wie dem Publikum — zu einer freieren und richtigeren Auffassung von den Aufgaben der Lyrik den Weg bereitet. An ihn knüpft an der Hamburger Friedrich von Hagedorn, an ursprünglichem Temperament ihm nicht ebenbürtig, aber durch angebornen Kunstsinn und menschlichen Freimut ihm verwandt und durch harmonische Bildung ihm überlegen. Auch er verrät einen Fortschritt, in dem Bestreben, seine Persönlichkeit stärker in

Digitized by Google

ſeiner Lyrik zum Ausdruck zu bringen, ohne daß das freilich als ein neues Element ſeinen Zeitgenoſſen entſprechend zum Bewußtſein gekommen wäre, weil eben die individuelle epikuräiſche Lebensweisheit, die ſeine Dichtung infolgedeſſen atmet, ſich zufällig mit dem ganz konventionellen Lebensideal der Modepoeſie in den meiſten Punkten deckt. Wie wenig man noch auf eine derartige ſubjektive Gefühlsäußerung in der Lyrik gefaßt und ihr gewachſen war, beweiſt vielleicht am ſchlagendſten die Aufnahme, die Hallers Trauerode beim Tode ſeiner erſten Frau fand (1736). Dieſer für unſer Empfinden noch ſehr ſtark mit rhetoriſchen und dialektiſchen Schnörkeln durchzogene leidenſchaftliche Ausdruck der Trauer, anhebend mit den Worten:

Soll ich von deinem Tode ſingen?
O Mariane! welch ein Lied,
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Luſt, die ich an dir empfunden,
Vergrößert jetzund meine Not;
Ich öffne meines Herzens Wunden
Und fühle nochmals deinen Tod.

wirkte auf die Zeitgenoſſen wohl erſchütternd aber auch zugleich befremdend. Man war doch keineswegs ſo ſicher darüber, ob es auch für einen Mann in geſetztem Alter und in Amt und Würden ſchicklich ſei, ſo ſeine innerſten Gefühle, ſo ſeines Herzens Wunden vor den

Digitized by Google

Augen einer neugierigen und gleichgiltigen Menge aufzudecken.

Dieſe Scheu, ſich ſelbſt zu geben, wie man denkt und fühlt und iſt, dieſe Scheu, dem Jahrhundert eigen, das Perücke, Puder und Reifrock erfand, dieſe Scheu war natürlich der Todfeind aller echten Lyrik, und ſo lange ſie auch in den Kreiſen, welche Dichtung hegten und pflegten, herrſchend war, konnte daher von Lyrik in unſerm modernen Sinne nicht die Rede ſein.

Ich glaube, es iſt kein Zufall, daß dieſe neue Lyrik, die in jeder Beziehung zur Natur zurückkehrte, d. h. zur Naturbeobachtung und zur natürlichen Empfindung, in dem Maße an Verſtändnis und Boden gewann, als jene Moden, die das natürliche Haar, die natürliche Farbe und die natürliche Körperform durch Fälſchungen und Surrogate erſetzten, ihren Reiz und damit den Boden verloren. Es iſt, als ob mit dem Verzicht auf Perücke, Zopf und Puder, mit der neuen Mode, das Haar wieder natürlich zu tragen, die Menſchheit erſt innerlich wieder ſo frei geworden wäre, um nun auch mit dem konventionellen Koſtüm der Gefühle aufzuräumen. Hier iſt es, wo Goethe, ſeit der innerlichen Befreiung, die er perſönlich Herder dankte, ſeit dem Beginn der ſiebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts mit einem Schlage, alle Mitſtrebenden überholend, die Führerſchaft übernimmt und das Ideal, das Herder halb intuitiv, halb auf dem Wege hiſtoriſcher Forſchung gefunden und proklamiert hatte, mit

Digitized by Google

einer überzeugenden Kraft in Tat umſetzte, gegen die jeder Widerſpruch verſtummen mußte.

Es iſt nicht meine Abſicht, im folgenden die Entwickelung Goethes als Lyriker in den verſchiedenen Epochen ſeines Schaffens darzuſtellen. Dieſe Blätter ſollen nicht ein Kapitel einer Goethe-Biographie ſein. Ich ſtelle hier weſentlich äſthetiſche Geſichtspunkte in den Vordergrund. Das, worauf es mir vor allem ankommt, iſt, die Grundelemente Goethiſcher Lyrik dem Leſer ſo lebendig wie möglich durch meine Betrachtungsweiſe zur Anſchauung zu bringen.

Und dieſem Zwecke zuliebe werde ich auf die Chronologie der einzelnen Dichtungen verhältnismäßig ebenſowenig Rückſicht nehmen, wie das Goethe ſelbſt bei der Anordnung ſeiner lyriſchen Gedichte getan hat. Ich werde vielmehr das innerlich Verwandte auch aus den verſchiedenſten Epochen zuſammennehmen, ohne dabei jedesmal darauf aufmerkſam zu machen, daß hier der Jüngling, dort der Greis ſpricht. Jedenfalls kommt das für mich erſt in zweiter Linie in Betracht. Ich hoffe meinen Zweck am beſten zu erreichen, wenn ich hier eine Art Interpretatorium Goethiſcher Gedichte gebe, bei dem ich die Unarten, die Pedanterie und Öde der landläufigen Goethekommentare zu vermeiden hoffe. Ich möchte vielmehr gerade den Beweis liefern, daß es eine Form der Erläuterung einer Dichtung gibt, die nicht geiſttötend und nicht kleinlich an ſich iſt, und nicht alle unbefangene Freude und Genuß zerſtört, ſondern ihn erhöht.

Digitized by Google

Seit dem Beginn meiner akademiſchen Lehrtätigkeit habe ich in meinen ſeminariſtiſchen Übungen ein großes, ja faſt das Hauptgewicht darauf gelegt, daß ein jeder, der über deutſche Dichtung ſpäter lehren ſoll, zuvor lerne, eine Dichtung als Kunſtwerk aufzufaſſen und mit künſtleriſchen Augen zu betrachten, und dieſe Auffaſſung dann auch den von ihm Lernenden wieder mitzuteilen. Mit gutem Willen allein iſt es dabei freilich nicht getan; etwas Begabung gehört auch dazu, um das richtig Erkannte und Erfaßte auch erfreulich und überzeugend für andere wiederzugeben. Aber auch darin ſind wir wohl alle einig, daß gerade in dieſem Punkt der heutige deutſche Unterricht in den höheren Lehranſtalten viel, wenn nicht alles zu wünſchen übrig läßt; daß von einer Erziehung oder Schulung des künſtleriſchen Geſchmacks, von einer Erziehung zu künſtleriſchem Genuß nur in verſchwindend ſeltnen Fällen die Rede iſt. Denn mit den halbdutzend Aufſätzen über Wallenſteins Schuld, oder den Charakter des Apothekers in Herrmann und Dorothea, oder Vergleichen zwiſchen Goethes und Euripides Iphigenie ꝛc., die ja unter Umſtänden ganz nützlich ſein können, iſt es doch nicht getan. Die dienen vielmehr in den meiſten Fällen dazu, dem Schüler, der einmal mit einem ſolchen Thema zu ringen hatte, das Kunſtwerk ſelbſt für alle Ewigkeit zu verleiden, von dem unglücklichen Lehrer gar nicht zu reden, der ſich durch vierzig ſolcher Aufſätze durcharbeiten muß.

Wir müſſen alſo, glaube ich, wenn wir ſo etwas

Digitized by Google

wie künſtleriſche Genußfähigkeit in weitern Kreiſen erzielen und anerziehen wollen, die Sache etwas anders anfangen. Wie ich mir das denke, habe ich in den zwanzig Jahren meiner Lehrtätigkeit in Übungen des Seminars mit vielen Schülergenerationen durchgeſprochen und durchgeprobt. Ich habe dabei die Erfahrung gemacht, daß die Hilfloſigkeit gegenüber der Aufgabe, ein kleines Goethiſches Gedicht künſtleriſch aufzufaſſen und ſoweit es nötig zu erläutern, in den meiſten Fällen wahrhaft mitleiderregend war beim erſten Verſuch; daß aber doch Viele überraſchend ſchnell, wenn ſie nur einmal erſt unbefangen geworden waren, ſich in ihre Aufgaben hineinfanden. Und gerade dieſe Erfahrungen ſind es, die mich ſchließlich vor zwei Jahren veranlaßten, in einer Interpretations-Vorleſung, die ſich nicht bloß an die künftigen Lehrer wendete, ſondern an alle die, die an ihrer eigenen künſtleriſchen Erziehung arbeiten wollten, die Sache ſelbſt in die Hand zu nehmen. Ihren weſentlichen Inhalt geben die folgenden Blätter wieder.

Goethe iſt der geborene Lyriker, wie Schiller der geborene Dramatiker. Seine künſtleriſche Individualität iſt zwar ſo gewaltig und viel umfaſſend, daß, in welcher Gattung er ſich auch verſuchen mag, ob als Epiker oder Dramatiker, man es ſpürt, daß einer von den ganz Großen das Wort führt; aber das iſt doch das Beſondere, daß faſt überall, wenn man die Urkeime, aus denen auch dieſe Dichtungen hervorwuchſen, ſucht, man gewahr wird, daß auch das Epos, das

Digitized by Google

Drama bei ihm am letzten Ende auf ein lyrisches Stimmungselement zurückgeht. Er hat ja selbst in Dichtung und Wahrheit seine Gedichte als eine Art Generalbeichte bezeichnet, hervorgerufen durch das Bedürfnis, das, was ihn freute oder quälte oder sonst seelisch beschäftigte und erregte, „in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen".

Die prägnanteste Ausdrucksform aber hierfür ist zweifellos die Lyrik. Das ist das typische Verfahren des Lyrikers der Außenwelt gegenüber. Dieses dem Menschen innewohnende Bedürfnis ist der Urquell aller Lyrik, und insofern ist Goethe überall Lyriker, auch wenn er sich der epischen oder dramatischen Form bedient, das heißt: Lyriker in der Grundstimmung, aus der heraus er schafft, aber nicht in dem Sinne, daß dabei die Technik der Lyrik nun auf die andern Dichtungen übertragen würde.

Goethe selbst hat sich über die Aufgabe des Lyrikers, über seine Auffassung vom Wesen und Zweck lyrischer Dichtung mehrfach bedeutungsvoll geäußert. Und es ist charakteristisch, wie sich in diesen Äußerungen — entsprechend der Stimmung und Auffassung der Zeit ein Wandel und Wechsel verfolgen läßt, in der Art, wie er bei verschiedenen Abschnitten seines Lebens seine Gedichte eingeführt und vertreten hat.

Schon das Leipziger Liederbuch, das mehr instinktives als bewußtes Streben, aus den Anschauungskreisen der Anakreontiker herauszukommen und bei aller Abhängigkeit in der Technik das subjektive Element, das persön-

Digitized by Google

liche Erlebnis in eigner Farbe und eignem Ton zur Geltung zu bringen verrät, enthält ſo eine Art Zueignung an den Leſer als Epilog:

Da ſind ſie nun, da habt ihr ſie!
Die Lieder ohne Kunſt und Müh,
Am Rand des Bachs entſprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl,
Trieb ich der Jugend altes Spiel
Und hab ſie ſo geſungen;
Sie ſinge, wer ſie ſingen mag!
An einem hübſchen Frühlingstag
Kann ſie der Jüngling brauchen.

Noch iſt, man ſpürt es, ein Reſt der alten Scheu vorhanden, ſich bedingungslos zu ſeinem eigenen Gefühl zu bekennen, ein Reſt jener Neigung, das wirklich tief Empfundene als Spiel, als Tändelei oder jedenfalls als jetzt abgetan, und in ſeiner Nichtigkeit und Vergänglichkeit erkannt, hinzuſtellen. Wobei freilich die momentane Stimmung des aus Leipzig an Leib und Seele krank heimgekehrten Goethe, der mit einer gewiſſen Bitterkeit und Selbſtironie auf ſeine dortigen Leiden und Freuden zurückblickte, nicht außer acht gelaſſen werden darf, eine Stimmung, die in den folgenden Verſen dieſer Zueignung ſehr deutlich zum Ausdruck kommt:

Halb ſcheel, halb weiſe ſieht ſein Blick
Ein bißchen naß auf euer Glück
Und jammert in Sentenzen.

Digitized by Google

Hört meine letzten Lehren an,
Er hat's so gut wie ihr getan
Und kennt des Glückes Grenzen.

In der ersten von Goethe selbst veranstalteten Sammelausgabe seiner Schriften, die bei Göschen 1787—1789 erschien, stehen die Gedichte im achten (letzten) Bande am Schluß, ohne eine besondere Einführung. Es sei denn, daß man das absichtlich den zierlich galanten Ton der ältern Schule anschlagende und auf die Spitze treibende Gedicht: „Der neue Amadis", das dort den Reigen eröffnet, dafür nehmen wollte:

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Über mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib
Goldne Phantasie.
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Digitized by Google

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzeſſin Fiſch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tiſch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte faſt mich todt!
Rings mit Sonnenſchein
War ſie emailliert.

Ach! wer hat ſie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom ſchnellen Fliehn?
Sagt, wo iſt ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Trotz des witzelnden Tones der Selbſtironie, mit der die aus den Märchenerzählungen der Mutter und der Lektüre der franzöſiſchen Feenmärchen ihre einzige Nahrung ziehenden Knabenphantaſieen mit ihrer erträumten Wichtigkeit dem Spotte preisgegeben werden, iſt doch durch die Eingangs- und Schlußſtrophe das ſcheinbar nur witzige Impromptu zu der Bedeutung einer Konfeſſion oder, wenn man will, einer wehmütig nachdenklichen Selbſtbetrachtung auf der Höhe des Lebens erweitert und vertieft worden. Die Verſe ſind in jenen Jahren entſtanden, wo der junge Goethe ſang:

Digitized by Google

Lieber durch Leiden möcht ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden des Lebens ertragen.

Mitten aus der Fülle des ſtürmiſch bewegten Lebens, in dem jedes Erlebte ein Gedicht wird, ſchweift der Gedanke zurück zu jenen ſeligen Kindertagen, wo die Phantaſie alles war, wo im engen Raum des Kinderlebens — ſo wundervoll in das Bild gefaßt „und ſo ſaß ich manches Jahr, über mir allein, wie im Mutterleib" — in erträumter Sonne erträumtes Glück wandellos und wolkenlos war, und darum auch *wertlos*, ein Spiel der goldnen Phantaſie. Nie empfand er das deutlicher als gerade jetzt. Er fühlt die ganze Überlegenheit der Welt des Seins über die des Scheins, und doch in den Spott über das *Spiel* klingt eine leiſe Klage hinein, ein Hauch der Sehnſucht, nach dem Unfaßbaren, Unmeßbaren, was Kinderglück heißt. „Ach! wer hat ſie mir entführt? Hielt kein Zauberband ſie zurück vom ſchnellen Fliehn? Sagt, wo iſt ihr Land? Wo der Weg dahin?"

Wenn man im Zweifel ſein kann, ob „Dem neuen Amadis" eine programmatiſche Bedeutung für Goethes Auffaſſung vom Weſen der Lyrik zuzuſprechen iſt, ſo iſt eine ſolche zweifellos vorhanden bei dem Gedicht, mit dem im ſiebenten Bande der 1800 bei Unger in Berlin erſchienenen „Neuen Schriften" Goethes die erſte Abteilung „Lieder" eröffnet wurde, das „An die Günſtigen" überſchrieben iſt.

Digitized by Google

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja ſein!
Niemand beichtet gern in Proſa;
Doch vertraun wir oft ſub Roſa
In der Muſen ſtillem Hain.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Dieſe Einführung klingt noch faſt wie eine Art Entſchuldigung; auch hier muß Selbſtironie über die nun einmal nicht abzuleugnende Geſchwätzigkeit der Poeten den Eingangsakkord abgeben; um ſo entſchiedener aber iſt doch hier ſchon die Betonung des Liedes als Gelegenheitsgedicht, als Ausdruck der den Dichter aufs tiefſte bewegenden Leidenſchaften und Gefühle.

„Was ich irrte, was ich ſtrebte, was ich litt und was ich lebte.“ Er ſteht für ſie ein, wenn auch die letzte Schlußwendung „Nimmt ſich gut in Liedern aus“ den vollen ernſten Ton wieder zu dämpfen beſtimmt ſcheint.

Fünfzehn Jahre ſpäter aber eröffnet den Lieder-Band der zweiten Cottaſchen Geſamtausgabe nach dem Motto

Digitized by Google

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Geſang,

das Gedicht „Vorklage“ überſchrieben:

Wie nimmt ein leidenſchaftlich Stammeln
Geſchrieben ſich ſo ſeltſam aus!
Nun ſoll ich gar von Haus zu Haus
Die loſen Blätter alle ſammeln.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander ſtand,
Das kommt nun unter Einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.

Doch ſchäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende ſchnell das kleine Buch;
Die Welt iſt voller Widerſpruch,
Und ſollte ſich's nicht widerſprechen?

Die Quinteſſenz Goethiſcher Lyrik aber ohne Verklauſulierung, die ja auch hier nicht ganz vermieden iſt, finden wir in dem Motto, das er, ſein eignes Wort aus Taſſo variierend, der zweiten Karlsbader Elegie vorangeſetzt hat:

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide.

Vor allem muß indes in dieſem Zuſammenhang genannt und gewürdigt werden das Gedicht, das, bezeichnend genug, ſeit 1787 von Goethe wechſelnd bald

Digitized by Google

als Gesamteinführung in seine Werke überhaupt, bald als besonderer Eingangsakkord nur für seine Lyrik, den Ausgaben eingereiht oder vorangestellt worden ist — die „Zueignung“ — das, wie es jeden Leser Goethischer Werke als erstes grüßt, auch für uns auf unserer Wanderung das Eingangstor bilden mag. Ganz abgesehen davon bedarf aber gerade dies Gedicht vor den meisten Goethischen einer besonderen Erläuterung, weil es, um in seiner ganzen Tiefe und Besonderheit erfaßt zu werden, in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden muß mit den besonderen Voraussetzungen der Stimmung und Situation, aus der heraus es entstanden ist. Hier ist das chronologische und das autobiographische Moment ebenso zu beachten und zur Erschließung des Verständnisses heranzuziehen, wie etwa bei den später zu berührenden Dichtungen „Harzreise im Winter“, „Wanderers Sturmlied“ u. s. w.

I.

Zueignung.

Der Morgen kam; es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner ſtillen Hütte
Den Berg hinauf mit friſcher Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken,
Und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich ſtieg, zog von dem Fluß der Wieſen
Ein Nebel ſich in Streifen ſacht hervor.
Er wich und wechſelte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des ſchönen Blicks ſollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald ſah ich mich von Wolken wie umgoſſen,
Und mit mir ſelbſt in Dämmrung eingeſchloſſen.

Digitized by Google

Auf einmal ſchien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ ſich eine Klarheit ſehn.
Hier ſank er leiſe ſich hinabzuſchwingen;
Hier teilt' er ſteigend ſich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuſchlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen,
Denn alles ſchien zu brennen und zu glühn.
Da ſchwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein ſchöner Bild ſah ich in meinem Leben,
Sie ſah mich an und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinſten Balſam goß?
Du kennſt mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde,
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Digitized by Google

Ja! rief ich aus, indem ich ſelig nieder
Zur Erde ſank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;
Du haſt mir wie mit himmliſchem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich ſein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

Sie lächelte, ſie ſprach: du ſiehſt, wie klug,
Wie nötig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen,
So glaubſt du dich ſchon Übermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Digitized by Google

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umſonſt die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Wert von deinen Gaben!
Für andre wächſ't in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?

Und wie ich ſprach, ſah mich das hohe Weſen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachſicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt, und was ich recht getan.
Sie lächelte, da war ich ſchon geneſen,
Zu neuen Freuden ſtieg mein Geiſt heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe ſchauen.

Da reckte ſie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie ſie ihn faßte, ließ er ſich ergreifen,
Er ließ ſich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Tale wieder ſchweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur ſah ich ſie den reinſten Schleier halten,
Er floß um ſie und ſchwoll in tauſend Falten.

Digitized by Google

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
— So ſagte ſie, ich hör' ſie ewig ſprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang beſtimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein friſcherneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten ſchmückt,
Wir gehn vereint dem nächſten Tag entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt.
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Luſt noch unſre Liebe dauern.

Digitized by Google

Am 24. Auguſt 1784 ſchließt Goethe einen Brief an Frau von Stein mit den Worten:

„Je finis par un vers allemand qui sera placé dans le poème que je chéris tant, parceque j'y pourrai parler de toi, de mon amour pour toi sous milles formes, sans que personne l'entende que toi seule.

Gewiß ich wäre ſchon ſo ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen
Bezwängen mich nicht übermächtge Sterne,
Die mein Geſchick an deines angehangen,
Daß ich in dir nur erſt mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen,
Allein nach dir und deinem Weſen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt."

Dieſe Stelle gibt den Fingerzeig für den Weg, den heute ein Erklärer der Zueignung einſchlagen muß. Denn obwohl dieſe Verſe ſich in dem fraglichen Gedicht nicht finden, iſt doch kein Zweifel, daß mit jenem „poème que je chéris tant" nur die Zueignung gemeint iſt, und das gibt dem heutigen Erläuterer ebenſo zweifellos das Recht, das hier ſo ſtark betonte Moment der perſönlichen Beziehungen an erſter Stelle für die Erfaſſung des Inhalts zu berückſichtigen.

Es iſt ein großes Bekenntnis aus der Zeit des Höhepunktes ſeiner Leidenſchaft für Frau von Stein, und zugleich eine poetiſche Generalbeichte an einem wichtigen Wendepunkt ſeines dichteriſchen Entwicklungsganges. Und

Digitized by Google

es iſt charakteriſtiſch ſowohl für die Bedeutung, die Frau von Stein für die Herausarbeitung der dichteriſchen Perſönlichkeit Goethes gehabt hat, wie für ſeine Art, menſchliche und dichteriſche Entwickelungsphaſen als ein untrennbares Ganzes zu empfinden, daß hier Ethiſches, Erotiſches im höchſten Sinn und Äſthetiſches in Eins verſchmelzen, daß ſich die Lichtgeſtalt der Wahrheit ganz von ſelbſt in die Geſtalt der geliebten Freundin verwandelt, und ohne Übergang auch wieder umgekehrt das perſönlichſte, intimſte Erlebnis des Menſchen ſich erweitert zu einer künſtleriſchen Offenbarung, die nach Betätigung in der Außenwelt mit Ungeſtüm drängt.

Es iſt in dieſem Zuſammenhang natürlich nicht meine Abſicht und Aufgabe, über Goethes Beziehungen zu Frau von Stein zu ſprechen. Aber auf die Haupttatſachen, die realen wie die pſychologiſchen, muß ich doch hinweiſen. Denn ganz abgeſehen von der Rolle, die ſie in dem uns hier im Augenblick beſchäftigenden Gedicht ſpielt, iſt der geiſtige Einfluß dieſer Frau, die, als Goethe ſie kennen lernte, dreiunddreißig Jahre, ſeit elf Jahren verheiratet und Mutter von ſieben Kindern war, größer, nachhaltiger und wohltätiger geweſen, als der irgend einer andern Frauengeſtalt in Goethes langem, vielbewegtem Leben. Ja, ihr Einfluß kann an Stärke und belebender Kraft eigentlich nur noch mit dem Schillers verglichen werden. Denn was Herder in Goethes Leben und Entwicklung hineinbrachte, war die Vereinigung von in der Luft ſchwebenden

Digitized by Google

und ſchwimmenden Ideen in ſeiner Perſon. Bei Frau von Stein und bei Schiller war es die Perſönlichkeit an ſich. Und wie es nachmals Schillers Aufgabe und Verdienſt geweſen iſt, durch das aufrüttelnde Beiſpiel ſeiner raſtloſen Energie die ſchöpferiſche Kraft Goethes, die nach der italieniſchen Reiſe zu ſchlummern ſchien, neu zu beleben, ſo iſt es Frau von Stein geweſen, die in der Weimarer Zeit vor der italieniſchen Reiſe die ſchöpferiſche Flamme mit unendlicher Liebe, Treue und Größe in ihm genährt und wach gehalten hat. Alle Werke von bleibender Bedeutung, die in dieſer Zeit keimten und reiften, tragen den Stempel ihrer Perſönlichkeit, ſind durch ſie ins Leben gerufen, im Gedanken an ſie und für ſie ausgeführt. Ohne eigentliche Schönheit, auch über den Reiz der erſten Jugend hinaus, dazu durch phyſiſche Leiden oft pſychiſch gedrückt und verſtimmt, hat ſie es verſtanden, „den Flüchtling, den Unbehauſten, den Unmenſchen ohne Zweck und Ruh“ zu leiten und zu klären, von den Qualen der eigenen Natur zu befreien, ihm als ſchweſterliche Freundin, wie Iphigenie dem Oreſt, den Frieden zu bringen. Im Herbſt 1775 war Goethe nach Weimar gekommen, und ſchon aus dem April des folgenden Jahres ſtammt das an ſie gerichtete Gedicht:

Warum gabſt du uns die tiefen Blicke,
Unſre Zukunft ahnungsvoll zu ſchaun?

in dem die Verſe ſtehen:

Digitized by Google

Sag, was will das Schickſal uns bereiten,
Sag, wie band es uns ſo rein genau?
Ach, du warſt in abgelebten Zeiten,
Meine Schweſter oder meine Frau.

Kannteſt jeden Zug in meinem Weſen,
Spähteſt, wie die reinſte Harfe klingt,
Konnteſt mich mit einem Blicke leſen,
Den ſo ſchwer ein ſterblich Aug' durchdringt.

Tropfteſt Mäßigung dem heißen Blute,
Richteteſt den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerſtörte Bruſt ſich wieder auf.

Hielteſt zauberleicht ihn angebunden,
Und vergaukelteſt ihm manchen Tag,
Welche Seligkeit glich jenen Wonneſtunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag.

Fühlt' ſein Herz an deinem Herzen ſchwellen,
Fühlte ſich in deinem Auge gut,
Alle ſeine Sinne ſich erhellen
Und beruhigen ſein brauſend Blut!

Und von allem dem ſchwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewiſſe Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewiggleich im Innern,
Und der neue Zuſtand wird ihm Schmerz.

Digitized by Google

Und wir ſcheinen uns nur halb beſeelet,
Dämmernd iſt nun uns der hellſte Tag,
Glücklich, daß das Schickſal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag.

Und am Hange des Ettersberges entſtand am 12. Februar 1776 „Wanderers Nachtlied“:

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach, ich bin des Treibens müde,
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Bruſt!

Im Dezember 1777 auf der Höhe des Harzes dichtet der Einſame, der ſich von den Jagdgefährten getrennt hat:

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd,
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Übermut,
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Digitized by Google

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Und an einem Septemberabend 1780 auf der Höhe des Gickelhahns bei Ilmenau klingt „Wanderers Nachtlied“:

Über allen Gipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch.

In dieſen Augenblicksbildern, die ich in dieſem Zuſammenhang nur als autobiographiſche Dokumente heranziehe, ſpiegelt ſich der innere Klärungsprozeß des aus ſtürmiſcher Jugendgärung zum Manne Reifenden wieder. Den Höhepunkt erreicht dieſe Entwicklung in den beiden großen Konfeſſionsgedichten, unſerer „Zueignung“ und dem ein halbes Jahr früher entſtandenen Gedichte „Ilmenau“.

Kann man erſteres bezeichnen als ein Denkmal, der Liebe errichtet, ſo iſt letzteres nicht minder ein Denkmal

Digitized by Google

der Freundſchaft; der Freundſchaft, die ihn verband mit ſeinem Fürſten, und die hier in einer ſchlichten Größe und Innigkeit in einem männlichen Freimut zum Ausdruck kommt, die etwas Befreiendes und Erhebendes hat und, wenn uns auch kein weiteres Zeugnis erhalten wäre, allein hinreichen würde, das bittere Wort, das Leſſing einige Jahre zuvor geprägt, „Fürſten haben keinen Freund", durch eine jeden Widerſpruch ausſchließende Tatſache zu widerlegen.

Ebenſo wie der vorangegangenen Gedichte erwähne ich auch ſeiner hier nur unter dem Geſichtspunkt eines autobiographiſchen Dokuments, das für die innerliche Erfaſſung und Erläuterung der „Zueignung" den richtigen Standpunkt gewinnen helfen ſoll.

Anmutig Tal! Du immer grüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beſte;
Entfaltet mir die ſchwerbehangenen Äſte,
Nehmt freundlich mich in euren Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb und Luſt,
Mit friſcher Luft und Balſam meine Bruſt!

Das iſt der Eingangsakkord, mit dem der Dichter, das Ilmenauer Tal, die Stätte fröhlicher Jagdluſt und ſtiller ernſter Arbeit grüßend, in dieſer ſo doppelte Erinnerungen weckenden Einſamkeit den Ton ſucht für die Begrüßung des fürſtlichen Freundes zur ſechsundzwanzigſten Wiederkehr ſeines Geburtstags.

Aus der Wirklichkeit, der Gegenwart fühlt er ſich

Digitized by Google

auf einmal in ein viſionäres Traumdaſein der Vergangenheit entrückt, das ihm, ſo lange er darin befangen iſt, auch als wirklich und gegenwärtig erſcheint. „Verjüngt euch mir", hat er den grünenden Bergen zugerufen, „wie ihr es oft getan, als fing ich heut ein neues Leben an," und während er freudig ahnungsvoll der Erfüllung dieſer Träumerei entgegenlauſcht —

Sie ſchmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder ſelbſt, von allen Menſchen fern,
Wie bad ich mich in euren Düften gern! —

verſinkt die Gegenwart:

Die Wolke ſinkt, der Nebel drückt ins Tal,
Und es iſt Nacht und Dämmrung auf einmal.

Er iſt im Land der Träume, der Vergangenheit. Da lagert der Kreis der Jagdgenoſſen am Fuß der Felswand ums nächtliche Feuer: Knebel, Einſiedel, Wedel, Stein, ohne Namen, doch ein jeder kenntlich durch individuelle Pantomimen.

Doch ſcheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre ſie auf einmal leiſe ſprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Tal ſich ſchließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers ſchimmert,
Vom Waſſerfall umrauſcht, des milden Schlafs
genießt.

Digitized by Google

Vor der Hütte wacht ein Einſamer:

Sei mir gegrüßt, der hier in ſtiller Nacht
Gedankenvoll an dieſer Schwelle wacht!
Was ſitzeſt du entfernt von jenen Freuden?
Du ſcheinſt mir auf was Wichtiges bedacht.

Der Einſame, der den Schlummer des Herzogs bewacht, iſt der Dichter ſelbſt. Und ſeinem andern fragenden Ich gibt er die Antwort:

O frage nicht . . . . . .
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht imſtande ſelbſt zu ſagen,
Woher ich ſei, wer mich hierher geſandt;
Von fremden Zonen bin ich herverſchlagen
Und durch die Freundſchaft feſt gebannt.

Wer kennt ſich ſelbſt? Wer weiß was er vermag?
Hat nie der Mutige Verwegenes unternommen?
Und was du tuſt, ſagt erſt der andre Tag,
War es zu Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus ſelbſt die reine Himmelsglut
Auf friſchen Ton vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdiſch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, iſt nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Digitized by Google

Und wenn ich unklug Mut und Freiheit ſang
Und Redlichkeit und Freiheit ſonder Zwang,
Stolz auf ſich ſelbſt und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menſchen ſchöne Gunſt;
Doch ach! ein Gott verſagte mir die Kunſt,
Die arme Kunſt, mich künſtlich zu betragen.
Nun ſitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,
Unſchuldig und geſtraft, unſchuldig und beglückt.

Doch rede ſacht! Denn unter dieſem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach.

Und nun die wundervolle Charakteriſtik des jungen Herzogs:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,
Und, was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt enthüllen
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Noch iſt — ſo heißt es —

. . . bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrtum eine Leidenſchaft.

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.

Digitized by Google

Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu ſein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen
Auf einem harten Lager ein.

Wer erkennt nicht in dieſer aus tief ſchmerzlich bewegter Freundesſeele quellenden Charakteriſtik des jugendlichen fürſtlichen Freundes ein Spiegelbild der Verſuchungen und Qualen, die einſt auch ſein Leben verwirrten und verdüſterten, über denen nun aber die geläuterte Seele ſchwebt, dem Geier gleich, auf Morgenwolken. Und wie hier in dem Gedicht plötzlich die viſionären Traumnebel fallen, wie er ſich ſeiner ſelbſt bewußt wird, da ſtrömt das Dank- und Glücksgefühl über in die Worte, die ganz aus ſeinen eigenſten Empfindungen fließen:

Wie dank ich, Muſen, euch,
Daß ihr mich heut' auf einen Pfad geſtellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum ſchönſten Tage ſich erhellet!
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten ſind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine ſchönre Welt;

Digitized by Google

Das ängſtliche Geſicht iſt in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben iſt's, es iſt ſchon lang begonnen.

Dasſelbe ungemein bezeichnende Bild von den ſinkenden Nebeln, der durchdringenden Klarheit der Freude und dem Frieden, der dadurch ins Herz zieht, finden wir in der „Zueignung". Hier aber iſt das Bild nicht nur als Mittel- und Ausgangspunkt des darzuſtellenden poetiſchen Gedankens kunſtvoller und anſchaulicher bis in alle Einzelheiten durchgeführt, ſondern mit beſonderer charakteriſtiſcher Beziehung auf die dichteriſche Entwicklung angewandt.

Der Morgen kam; es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner ſtillen Hütte,
Den Berg hinauf mit friſcher Seele ging.

Ein Eingangsakkord von wunderbarer Prägnanz!

In dieſen vier Verſen iſt eine Fülle von Anſchaulichkeit und Stimmung zuſammengedrängt, die auch dem, der ſich im Augenblick dieſes Reichtums nicht klar bewußt wird, ein Gefühl tiefen Behagens über die Seele ausſtrömt. Und zwar wird dies bewirkt ebenſo ſehr durch die Stimmung, aus der heraus der Dichter zu uns ſpricht, wie durch die Art, in der er dieſe Stimmung uns vermittelt.

Jedes charakteriſierende Beiwort hat eine eigentümlich erſchließende, ſuggeſtive Kraft, die gleicherweiſe dem ſeeliſchen wie dem landſchaftlichen Bilde zugute kommt!

Digitized by Google

Erſte Morgenfrühe. Ein einſamer Wanderer, der die Nacht im Tal in „ſtiller“ Hütte geruht hat, vom „leiſen“ Schlaf, der ihn „gelind“ umfangen, erquickt, zur Höhe wandert mit „friſcher“ Seele.

Die Seelenſtimmung und die Landſchaftsſtimmung im innigſten Einklang, und daraus hervorquellend ein innerliches Sich-eins-fühlen mit der Natur:

Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing.
Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Schon hier miſcht ſich Anſchauung und Symbolik. Die kühle morgenfriſche Stimmung der Seele findet den Ausdruck in den Bildern des erwachenden Tages. Aber es iſt nicht ein Vergleich; nicht auf dem Wege der Reflexion wird dieſe Wechſelbeziehung erreicht, ſondern ſie ergibt ſich als etwas natürlich-Selbſtverſtändliches und teilt ſich, wie dem Dichter, auch ſofort dem Leſer mit.

Dieſem lyriſch-epiſchen Eingangsakkord reiht ſich zunächſt eine rein epiſche Schilderung, die Beſchreibung einer Beobachtung, an:

Und wie ich ſtieg, zog von dem Fluß der Wieſen
Ein Nebel ſich in Streifen ſacht hervor.
Er wich und wechſelte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor.

Hier dienen die Beiworte nur zur möglichſt deutlichen Veranſchaulichung; wir ſollen nicht mit ihm fühlen,

Digitized by Google

nur mit ihm ſehen. Jedes Wort hat maleriſche Kraft, das „ſacht“ u. Ä.; und doch geht er auch hier über die Schilderung inſofern hinaus, als das Phänomen ſelbſt wieder beſeelt wird, wie ein lebendig-geſpenſtiſches Weſen, das „weicht“ und „wechſelt“ und mit ſeinen Rieſenflügeln ihm übers Haupt wächſt. Ein ſpukhaftes, unruhiges Treiben, dem plötzlich eine tiefe unheimliche Ruhe folgt. Das Landſchaftsbild verſchwindet: „Die Gegend deckte mir ein trüber Flor.“ Und nun, ohne noch aus der Beſchreibung herauszutreten, lediglich durch die Materialiſierung der Ausdrucksmittel, die gänzliche Abſchließung des Lichts für uns in lebendigſte Anſchauung überſetzt: „Bald ſah ich mich von Wolken wie umgoſſen, und mit mir ſelbſt in Dämm'rung eingeſchloſſen.“ —

(Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein,
Und ſo ſaß ich manches Jahr
Über mir allein
Wie im Mutterleib

klingt es aus der Jugendzeit.)

Die von der Außenwelt abgeſchnittene, auf ſich ſelbſt zurückgedrängte Pſyche iſt in ſolchen Stunden am geſchäftigſten.

Aber ein neues Phänomen ſcheint ſie wieder zur Außenwelt zurückzurufen:

Auf einmal ſchien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ ſich eine Klarheit ſehn.

Digitized by Google

Wieder iſt alles auf Beobachtung konzentriert, an der wir teilnehmen:

Hier ſank er leiſe ſich hinabzuſchwingen;
Hier teilt er ſteigend ſich um Wald und Höhn.

Jeden Augenblick muß die Sonne wieder durchdringen:

Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.

Aber nun kommt eine überraſchende Wendung. Alles, was wir bisher mit des Dichters Sinnen erfaßt und in ſeiner Seele mit erlebt haben, wandelt ſich aus einem Naturerlebnis in ein Erlebnis von tiefer ſymboliſcher Bedeutung. Ja, mehr als dies: die Natur als ſymboliſche Verkörperung der im Innern des Dichters lebenden Gefühle wird abgelöſt durch das Übernatürliche. Aus dem Symboliſchen wächſt das Allegoriſche heraus, und wir ſpüren in demſelben Augenblick, wo die Allegorie, die ja immer ein Produkt der Reflexion iſt, in die Erſcheinung tritt, daß auch die Naturerſcheinungen, deren Zeuge wir geweſen ſind, noch eine beſondere, tiefere, ſymboliſche Bedeutung hatten, daß ſie nur den Eingang bildeten zur Durchführung einer beſtimmten künſtleriſchen Idee:

Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet;
Ein Glanz umgab mich und ich ſtand geblendet.*)

*) Natürlich zu verſtehen: als mich ein Glanz umgab und ich geblendet ſtand.

Digitized by Google

Das iſt nicht die Sonne, ſondern ein Glanz, der aus dem Innern der Seele des Dichters ſein Licht empfängt. Und wie in „Ilmenau" ihm plötzlich viſionär ſein eigen Ich entgegentritt und Zwieſprache mit ihm hält, ſo verſchwindet auch hier die natürliche Landſchaft, und wir werden auf Schwingen der Phantaſie in eine viſionäre hinein verſetzt —

Der Glanz, der ſein Auge blendet, in dem alles flammt und glüht und leuchtet, er iſt kein irdiſches Licht, in deſſen Scheine jetzt, „mit den Wolken hergetragen ein göttlich Weib" vor ſeinen Augen hinſchwebt:

Kein ſchöner Bild ſah ich in meinem Leben,
Sie ſah mich an und blieb verweilend ſchweben.

Wer iſt ſie?

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinſten Balſam goß?
Du kennſt mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Wer iſt ſie? fragen wir und rühren damit an die Stelle, die, wie ſie für das Verſtändnis des ganzen Gedichtes entſcheidend iſt, dem Erklärer eine ſchwere Aufgabe ſtellt, ſo leicht ſie auf den erſten Blick auch erſcheinen mag. Zugleich aber auch an den Punkt, von

Digitized by Google

dem aus ein ganz eignes Licht auf charakteriſtiſche Eigentümlichkeiten Goethiſcher Lyrik fällt. Und je nachdem wir dieſe faſſen, fällt dann auch Licht auf die tiefere ſymboliſche Bedeutung der einleitenden Strophen.

Ich habe ſchon darauf hingewieſen, wie die Geſtalt der Frau von Stein, das perſönliche Erlebnis mit ihr, in dem Gedicht eine große, eine entſcheidende Rolle ſpielt; wir haben gehört, daß er ſelbſt es ausgeſprochen hat, daß hier, für die Menge unverſtändlich, Intimſtes zum Ausdruck komme.

Wir müſſen alſo von vornherein dieſe Doppelbeziehung und Doppeldeutung im Auge behalten, feſthalten, daß Allegoriſches und individuell Perſönlichſtes vermiſcht iſt, und daß infolgedeſſen nicht nur beabſichtigte und unbeabſichtigte Unklarheiten ſich finden an Stellen, wo die Grenzlinien des Allegoriſchen und Perſönlichen ineinander übergehen, ſondern daß auch daraus, daß zweierlei Tendenzen zum Ausdruck gebracht werden ſollen, — äſthetiſche und ethiſche — die ſich nicht immer decken, geradezu Widerſprüche innerhalb der Dichtung entſtehen, an denen die landläufige Erklärerkunſt, die ein künſtleriſches Bild wie eine mathematiſche Gleichung behandelt, notwendig ſcheitern muß; die aber für den, der aus dem Innern des Dichters heraus das Kunſtwerk als etwas Lebendiges zu verſtehen ſucht, keineswegs unlösbar ſind.

Ungleich ſchwieriger iſt dagegen ein zweiter Punkt; daß nämlich innerhalb der Grenzlinien der Allegorie ſelbſt ein gewiſſes Schwanken zutage tritt, daß der allegoriſche

Digitized by Google

Kern, auch wenn man das Perſönliche ausſcheidet, nicht ſo mit einem Griff zu faſſen und heraus zu ſchälen iſt, daß auch hier ein Spielraum für Deutungsverſuche gegeben iſt, welcher für den, der rein verſtandesmäßig ſich des Gedankeninhalts bemächtigen will, eine Quelle des Unbehagens werden kann. Wir wollen nun ſehen, wie wir dieſer Schwierigkeiten Herr werden.

Wer iſt ſie, dieſe Erſcheinung?

Zunächſt nach ihren eigenen Worten eine Tröſterin und Gefährtin ſeit Knabenjahren, die „in manche Wunde" des Lebens ihm „den reinſten Balſam goß", an die „zum ewigen Bunde ſein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß".

Zweifellos iſt nach dieſer Selbſtſchilderung der nächſtliegende Gedanke, daß die Erſcheinung die Poeſie ſelbſt iſt. Auf die Dichtung und Goethes Verhältnis zu ihr trifft Wort für Wort zu, was ſie „mit einem Munde, dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß", ſagt. Und dieſer Eindruck wird noch verſtärkt durch die Worte, mit denen der Dichter ſie begrüßt:

. . . . . lang hab' ich dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;
Du haſt mir wie mit himmliſchem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Digitized by Google

All dieſe Gaben, die er da als Geſchenke der namenloſen Göttin rühmt, ſie ſind die eigentlichſten Geſchenke, die die Poeſie dem Menſchen gibt, und vor allen Dingen in dieſer Form der Wirkung — „Du gabſt mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt“ uſw. — ſo individuell charakteriſtiſch für Goethe. Und nun, indem wir dieſen Sinn richtig erfaßt und die Erſcheinung richtig gedeutet zu haben wähnen, als die Poeſie ſelber, die ihm auf der Höhe des Lebens erſcheint, da glauben wir auch die Eingangsſtrophen in anderm Lichte zu ſehen: der Aufſtieg in der Morgenfrühe, der einfallende Nebel, das Emporſteigen über den Nebel, aus dem ihm dann die Lichtgeſtalt entgegentritt, erſcheint ſymboliſch bedeutungsvoll und mehr als ein bloßer ſtimmungsweckender Ouvertürenſatz.

Aber in demſelben Augenblick auch richtet der Blick ſich fragend vorwärts: Was iſt es, das die Göttin der Poeſie ſelbſt auf der Höhe des Lebens dem Dichter offenbaren will? Die nächſten Worte müſſen es ja ſagen:

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich ſein.
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

Digitized by Google

So ſicher wir unſerer Sache bisher waren, hier müſſen wir doch ſtutzig werden.

Iſt dieſe Göttin, die der Dichter nicht nennt, die Viele oft nennen, die Jeder ſein heißt, die Jeder zu ſehen glaubt, und deren Strahl doch der Wenigſten Augen zu ertragen vermögen, iſt das wirklich die Poeſie ſelbſt? Und wenn ja, was heißt dann „ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen, da ich dich kenne, bin ich faſt allein"?

Soll das heißen, daß der Goethe von 1784 den Goethe von 1774, den Dichter des Götz und Werther und des Urfauſt verleugnet?

Das iſt unmöglich. Aber wie dann? Was heißt dann „da ich irrte" und der Gegenſatz: „da ich dich kenne"? Und weiter, haben wir nicht eben aus dem Munde der Göttin ſelbſt gehört, daß er ſie ſeit früheſten Jugendtagen kannte, und hat er es ihr nicht beſtätigt:

> Du gabſt mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
> Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt —?

Und was heißt endlich, wenn hier die Poeſie gemeint iſt:

> Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
> Dein holdes Bild verdecken und verſchließen —?

Wer redet hier, der Dichter oder der Menſch Goethe? Zu wem redet er?

Ehe wir eine Antwort zu geben ſuchen, hören wir

Digitized by Google

erſt noch die Worte ihrer Erwiderung; vielleicht, daß ſie uns einen Fingerzeig geben, wie wir wieder feſten Boden unter den Füßen gewinnen können:

Sie lächelte, ſie ſprach: du ſiehſt, wie klug,
Wie nötig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen,
So glaubſt du dich ſchon Übermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Aber auch dieſe Strophe lichtet das Dunkel nicht; im Gegenteil, der Zweifel an der Richtigkeit der erſten Deutung wächſt, ohne daß aber eine andere befriedigende Löſung ſich zeigen wollte.

Wenn es ſich in den erſten Worten der Erſcheinung und Goethes Antwort darauf weſentlich um äſthetiſche Probleme zu handeln ſchien — die Bedeutung der Poeſie als Tröſterin in ſeinem Leben — ſo tritt hier ein ethiſch-erzieheriſches Moment in den Vordergrund, das das erſte faſt verdeckt. Und kann die Poeſie ſagen: „Du ſiehſt, wie klug, wie nötig war's, euch wenig zu enthüllen"? iſt ſie es, mit deren Hülfe er „vor dem gröbſten Trug ſicher" iſt? und iſt ſie es ſchließlich, die den ſich überhebenden Stolz des Individuums demütigt: „Wie viel biſt du von andern unterſchieden"? die ermahnt, „die

Digitized by Google

Pflicht des Mannes zu erfüllen" und als letztes: „Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden"!?

Es bleibt nichts anderes übrig, als auch noch die folgende Strophe heranzuziehn:

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Wert von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Aber wie nun? Statt sich zu entwirren, verwirren die Fäden sich mehr und mehr! Indem wir aus diesen Worten wieder die Deutung der Erscheinung als verkörperte Poesie heraushören möchten, empfinden wir zugleich einen seltsamen Widerspruch zwischen den früheren Worten des Dichters: „Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen, Dein holdes Licht verdecken und verschließen," und diesen: „Ein froher Wille lebt in meinem Blut" u. s. w.; ein Widerspruch, der nicht aufgelöst und nicht erklärt ist durch die dazwischen liegende Mahnung der Göttin: „Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden." Auch ist darauf: „ich meint' es gut; soll ich umsonst die Augen offen haben" doch nicht die entsprechende Antwort!

Was nun? Gibt es keinen Ausweg aus diesem Labyrinth?

Digitized by Google

Es möchte vielleicht mancher, der das Gedicht kennt, dies Wirrſal am einfachſten zu löſen glauben, indem er darauf hinweiſt, daß wenige Strophen weiter Goethe ja ſelbſt die Göttin ſich nennen läßt, wenn ſie ſagt: „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“ Alſo iſt ſie die Wahrheit?

Es friert einen förmlich bei dieſer kalten Abſtraktion, und ganz abgeſehen davon, gewinnen wir auch, wenn man mit Hülfe dieſer Deutung Worte wie: „Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen, faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein“ wohl erklären kann, eine Erſchließung der inneren Beziehungen des Gedichtes, eine Beſeelung der Worte dadurch nicht. Vor allem aber, wir überzeugen uns dadurch nie und nimmer, daß es die „Wahrheit“ war, die in manche Wunde des Lebens ihm den reinſten Balſam goß, nach der mit heißen Herzenstränen ſchon der Knabe ſich eifrig ſehnte.

Hierfür, für die Erſchließung des eigentlichſten Weſens hilft uns eben nur die Erinnerung, daß Goethe ſelbſt von dieſem Gedicht geſagt hat, daß es ſeine Liebe zur geliebten Freundin unter tauſend Formen verberge, die nur ſie verſtehe.

Ja, dieſe Lichterſcheinung, die ihm auf der Höhe des Lebens in kühler Morgenfriſche über den Nebeln aufgeht und mit einem Munde zu ihm ſpricht, „dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß“, ſie, von der er ſagt: „ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen, dein holdes Licht verdecken und verſchließen“, ſie, die

Digitized by Google

lächelnd den ungeſtümen Einſiedler daran gemahnt, „die Pflicht des Mannes zu erfüllen,“ ſich ſelbſt zu erkennen und mit der Welt in Frieden zu leben, und die ſchließlich den unter ihrem Anblick und Anhauch zu neuer Tatkraft und Schaffensfreude Erwachten mit einem Blick mitleidiger Nachſicht anſieht: „Ich konnte mich in ihrem Auge leſen, was ich verfehlt und was ich recht getan“, ſie trägt die Züge und verkörpert das Weſen der geliebten Freundin. Und wie ſie ihm in dieſen glücklichen Jahren, wo die Stürme in ſeinem Innern ſich legten, wo der Friede in ſeine Bruſt kam, als der Inbegriff alles Guten und Schönen, was das Leben überhaupt ihm zu bieten vermochte, erſchien, ſo ward auch dieſe Lichterſcheinung nicht eine hohle Abſtraktion, nicht eine blaſſe Allegorie ohne körperliche Rundung und ohne Seele, ſondern indem er ſie anſieht, indem ſie zu ihm ſpricht, ſpricht aus ihrem Munde die Wahrheit, die Liebe, die Poeſie. In ihrer lebendigen Perſon fließen alle dieſe allegoriſchen Vorſtellungen und Bilder zuſammen.

Es iſt eben keine Erſcheinung, die ihm da wird, ſondern ein Erlebnis. In ein Zwiegeſpräch iſt zuſammengedrängt, was der Menſch und der Dichter ihr zu danken hatte. Dabei iſt es ganz natürlich, daß dies individuell Perſönliche bisweilen nur wie eine ganz ferne Melodie hereinklingt, bisweilen aber auch in einem Wort, einer Linie uns berührt, als hätte uns ein warmer Atem geſtreift, uns ein Blick aus lebendigen lieben Augen getroffen; man fühlt unter dem Faltenwurf des die ernſte

Digitized by Google

Göttergeſtalt umhüllenden Gewandes den Pulsſchlag eines leidenſchaftlich erregten Herzens. Sie, die ihm Inbegriff der Poeſie, der höchſten reinſten Wahrheit, der Liebe und des edelſten Menſchentums iſt — alle dieſe Saiten klingen ja an — ſie, an derem Lächeln er ſich geneſen fühlt, ſie iſt es, die Symbol und Allegoriſches vermiſchend, in die helle, klare Morgenluft greift, in die roſig erglühenden Nebelſtreifen, die in ihrer Hand zum reinſten Schleier werden: — wie beſeelt ſich alles in dem Gedicht, wenn man immer dies Perſönliche ſich vergegenwärtigt! — „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit"; ſie iſt es ja, der er die „ſtille Seele" zu danken hat, mit der dies Geſchenk empfangen ſein will. Und indem er „der Dichtung Schleier", den ſie dem aus den Nebeln der Jugendirrtümer und -Schmerzen Befreiten zu neuer Weihe gibt, empfängt und nach einem Wort ſucht, das der Inbegriff des Höchſten iſt, das mit dem Schönen den großen Gleichklang gibt, da wird ſie ihm unwillkürlich zur Verkörperung der Wahrheit ſelbſt, richtiger, da gibt er ihr, da er ſie ſelbſt nicht nennen kann, dieſen Namen, in dem die Verkörperung ſeines künſtleriſchen Strebens enthalten iſt.

Urſprünglich war wohl dieſes perſönlich intime Moment in dem Gedicht noch ſtärker betont, oder jedenfalls eine ſtärkere Betonung in Ausſicht genommen, wie aus jener Strophe in dem Brief an Frau von Stein hervorgeht. Und ſo möchte ich auch glauben, daß namentlich die Schlußwendung, die Schlußſtrophe, nicht

Digitized by Google

ganz das gibt, was ihm urſprünglich vorſchweben mochte.

Die künſtleriſche Pointe, die herausgearbeitet wird, iſt ja jetzt, daß unter dem Eindruck der neuen Weihe, die der dichteriſche Genius durch die Gabe des Schleiers empfangen, die Schaffenskraft und Freudigkeit neu erwacht, daß in demſelben Maße ein neues Pflichtgefühl geweckt wird: ſtatt ſein Glück nur mit ſich ſelbſt zu genießen, es anderen mitzuteilen. „Für andre wächſt in mir das edle Gut, Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben."

Wir ſehn alſo, wie hier die Maxime der alten Schule in ihr Gegenteil ſich verkehrt: verſchwunden jene Scheu, ſich ſelbſt zu geben. Nein! es iſt „Mannespflicht" des Dichters, ſich mitzuteilen. So lauten auch die letzten Worte der Göttin:

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindes-Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft,
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Und ſo werden ſie vom Dichter aufgenommen: „So kommt denn, Freunde". Ja! ihr alle ſollt Teil haben an meiner Gabe, an meinem Glück; in eure Freude, in eure Trauer ſoll euch meine Dichtung begleiten:

Digitized by Google

Wir gehn vereint dem nächſten Tag entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt.
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Luſt noch unſre Liebe dauern.

Trotzdem das ja alles vorbereitet und vorgedeutet iſt, wirkt dieſer Abſchluß etwas nüchtern, faſt ein wenig banal.

Man hat das Gefühl, daß das letzte Wort nicht geſagt, oder jedenfalls nicht deutlich geſagt iſt.

Wenn man die innere Geſchichte dieſer Dichtung kennt, dann ſucht man unwillkürlich nach einem ganz anderen Abſchluß; dann erwartet man nicht, daß ohne Dank plötzlich der Dichter aus dem Bannkreis der intimſten Zwieſprache mit ſeiner Göttin heraustreten und einen Freundeskreis apoſtrophieren werde, der ihm, wie er ſelbſt ſagt, ganz fremd geworden iſt. Man erwartet eine Anſprache, einen Dank an *ſie*, die ihm das Geſchenk gegeben, jedenfalls *verknüpft* mit dem Appell an die Freunde. Man erwartet ein Gelübde ebenſo an *ſie* wie an *jene*.

Gab es einen ſolchen Schluß? und iſt er für die Öffentlichkeit gefallen, weil er zu perſönlich wurde? Wir wiſſen es nicht. Das aber iſt ſicher, daß mit einer kleinen Änderung dieſer Schlußſtrophe eine perſönlichſte Färbung gegeben werden kann, die, ſo ſehr ſie auch äußerlich aus dieſem Rahmen herausfallen würde, doch aus dem Geiſt des Gedichtes vielleicht als weniger gewalt-

Digitized by Google

ſam empfunden werden dürfte. Wenn wir nämlich die Apoſtrophe nicht an „die Freunde", ſondern an die „eine Freundin" gerichtet denken, wo dann auch das Wort:

Wir gehn vereint dem nächſten Tag entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt.
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Luſt noch unſre Liebe dauern —

dies Wort, das, an die Allgemeinheit der Freunde gerichtet, wie eine Übertreibung erſcheint, — auf ſie, die eine bezogen, einen ganz beſonderen, tiefen, zarten und ſchönen Sinn haben würde.

Für die Öffentlichkeit, für das Gedicht als Prolog zu den Werken war dieſe Schlußpointe unmöglich. Ob wir ſie ſo als eigentliche Pointe des Gedichts, aus ſeinem Geiſte heraus uns ergänzen dürfen, das iſt eine Frage des Geſchmacks, der Anſicht. Eine Konjektur, diesmal nicht des Philologen, ſondern des Pſychologen.

Digitized by Google

II.

Nachdem wir den beſonderen neuen Standpunkt, den Goethe als Lyriker im Gegenſatz zu der Lyrik der Vergangenheit ſeinen Stoffen gegenüber einnimmt, uns ſo von Goethe ſelbſt haben erläutern und begründen laſſen, und uns durch die Eingangsakkorde und Ouvertürenſätze, die er ſelbſt ſeinen lyriſchen Dichtungen zu verſchiedenen Zeiten ſeines Schaffens vorangeſchickt hat, auf den Grundton ſeiner Lyrik überhaupt haben ſtimmen laſſen; nachdem wir zuletzt in der „Zueignung" noch dieſe Miſchung des Intimſten und des Allgemein-Künſtleriſchen, wie ſie in Goethes Leben und Dichten zu ſo wunderbar vollendeter Harmonie geſtaltet iſt, nicht ſo ſehr als ein künſtleriſches Programm in Worten denn als eine künſtleriſche Tatſache in Bildern kennen lernten und an uns haben vorüberziehen laſſen, möchte ich meine Leſer zunächſt auffordern, mich auf einem orientierenden Gang durch Goethes Lyrik zu begleiten, der dazu dienen ſoll, über ihre Weſenselemente, bisher

Digitized by Google

Geſagtes und Angedeutetes ergänzend und erweiternd, neues Licht zu verbreiten, und für ſpätere eingehendere Betrachtungen einzelner Dichtungen und Gruppen von Dichtungen den richtigen Standpunkt zu finden. Ich ſchlage dabei dasſelbe Verfahren ein, wie in den bisherigen Erörterungen: wir ſuchen von innen heraus zu finden, was dem Dichter als Idee vorſchwebte, das heißt in dieſem Falle, welche Abſicht ihn leitete, als er ſeine lyriſche Beichte der Öffentlichkeit preisgab. Denn ſo ſelbſtverſtändlich abſichtslos und ohne jede Rückſicht auf einen Leſerkreis auch die lyriſche Dichtung Goethes entſteht, lediglich aus dem unwiderſtehlichen Drange, durch den ſchöpferiſchen Akt an ſich die eigne Empfindung, das eigne Daſein zum höchſten zu ſteigern, ſo wenig er dabei — im Gegenſatz zu Schiller — an ein Auditorium denkt, auf das er wirken möchte, (von beſtimmten Gelegenheitsgedichten natürlich abgeſehen) ſo viel Kunſt und Überlegung hat er ſchließlich, als er ſeine Dichtungen für den Druck zuſammenſtellte, darauf verwandt, nur durch die Art ihrer Anordnung ganz beſtimmte künſtleriſche Wirkungen zu erzielen. Und ſo iſt nichts lehrreicher, um Goethes eigne Stellung zu ſeinen Dichtungen zu erkennen, als bei einer Durchmuſterung ſeiner Lyrik einmal ſeine eigne Anordnung zum Leitfaden zu nehmen, und dabei ſich klar zu machen, welche künſtleriſchen Geſichtspunkte für gewiſſe Gruppierungen ausſchlaggebend geweſen ſind.

Mein verehrter, unvergeßlicher Lehrer, der leider viel zu früh verſtorbene Wilhelm Scherer, hat vor rund

Digitized by Google

zwanzig Jahren zum erſten Mal den Verſuch gemacht, auf dieſe Weiſe durch Goethe ſelbſt ſeine Dichtung erläutern zu laſſen, in drei Aufſätzen „Über die Anordnung Goethiſcher Schriften", die im dritten bis fünften Bande des Goethejahrbuchs erſchienen ſind.

Scherer verfocht da richtig und überzeugend die Anſicht, daß Goethe bei der Anordnung aller ſeiner Schriften als Künſtler verfahren ſei, und hat das beſonders an der Anordnung der lyriſchen Gedichte in den verſchiedenen Ausgaben nachgewieſen. Wenn ich mich nun auch nicht immer und überall ſeiner Auffaſſung anſchließen kann, ſo glaube ich doch, daß hiermit allerdings ein Weg, in die Tiefe Goethiſcher Lyrik einzudringen, erſchloſſen iſt, der lehrreich und lohnend zugleich iſt.

Die erſte von Goethe ſelbſt redigierte Sammlung ſeiner Lyrika enthält, wie ſchon erwähnt, der achte Band ſeiner Schriften von 1789. So klein ſie iſt, umfaßt ſie ſchon die ganze Skala der Töne, die der Lyrik Goethes überhaupt zu Gebote ſteht; ſie hat aber noch eine beſondere Eigentümlichkeit vor allen ſpäteren Redaktionen voraus, auf die Scherer zuerſt hingewieſen hat: ſie iſt tatſächlich eine in ſich zuſammenhängende, abgeſchloſſene, autobiographiſche Beichte. Freilich nicht für jeden auf den erſten Blick erkennbar; aber weſſen Auge und Sinn etwas geſchult iſt für derartige Beobachtungen, wer vor allem mit Goethiſcher Art, ſich mitzuteilen, wie ſie uns in Proſa in „Dichtung und Wahrheit" entgegentritt, ſich etwas vertraut gemacht hat, der kann an dieſen Dichtungen

Digitized by Google

die innere Geſchichte, die Geſchichte ſeines Herzens verfolgen, wie auf den Blättern von „Dichtung und Wahrheit“. Die lyriſchen Ergüſſe augenblicklicher Stimmung ſind hier mit feinſter berechnender Kunſt an einen epiſchen Faden gereiht. Sie bilden in dem erwähnten Bande eine beſondere Abteilung unter dem Titel „Vermiſchte Gedichte“, die wieder in zwei Abteilungen, eine „erſte“ und „zweite“ Sammlung gegliedert ſind; an ſie reihen ſich als ſelbſtändige Abteilungen noch die beiden größeren Gedichte: „Hans Sachſens poetiſche Sendung“ und „Auf Miedings Tod“.

Die erſte Sammlung iſt weſentlich eine Liebeskonfeſſion, die zweite, weniger intim, allgemein menſchliche und äſthetiſche Probleme behandelnd, ohne daß doch eine ganz ſtrenge Scheidung, wie wir noch ſehen werden, durchgeführt wurde. „Die Gruppen, die er bildet,“ ſagt Scherer mit Recht, „können nicht mit Begriffen rein umſchrieben, ſie können nicht verſtandesmäßig aufgelöſt werden, ſie behalten ſtets etwas lebendig Fließendes, etwas Zufälliges im Kleinen, bei der höchſten Notwendigkeit und Geſetzmäßigkeit im Großen.“ Auch ein äußerliches Moment, das auf den erſten Blick beiden Sammlungen ihr Sondergepräge zu geben ſcheint: der Reim in der erſten, die Reimloſigkeit in der zweiten Sammlung, iſt nicht pedantiſch und ängſtlich gewahrt. Um ſo reizvoller iſt es aber gerade bei dieſer ſpielenden Freiheit und Leichtigkeit der Anordnung, geheimſten Gedankengängen des Dichters nachzugehn, ſich tragen zu laſſen

Digitized by Google

auf den Wellen ſeines künſtleriſchen Empfindens von einer Dichtungsgruppe zur andern und von einem Lied zum andern.

Wie ſchon erwähnt, wird die Sammlung eröffnet mit dem „neuen Amadis". Ein Ton aus frühſter Jugendzeit, auf deſſen beſondere Bedeutung und Beziehung als Prolog ich ja ſchon früher aufmerkſam gemacht habe. Er dient zugleich als Eingangsakkord einer kleineren beſonderen Gruppe: Kindererinnerungen, Knabenſpiele.

An den neuen Amadis iſt hier das „Heidenröslein" gereiht. Scherer hat dabei, um es an dieſer Stelle zu erklären, geglaubt, daran erinnern zu müſſen, daß Herder in den Blättern von „deutſcher Art und Kunſt" — wo zuerſt das „Heidenröslein" in etwas andrer Faſſung und ohne Goethes Name erſcheint — das Gedicht als ein Lied für Kinder bezeichnet. Etwas wunderlich. Ich kann in dieſem Zuſammenhang nicht darauf eingehn, aus was für beſonderen Gründen Herder an der angegebenen Stelle von einem Kinderlied ſprechen konnte, aber für Goethe iſt das Heidenröslein nie ein Kinderlied in dieſem Sinne geweſen. Es dankt bekanntlich ſeiner Liebe für Friederike, alſo der Straßburger Zeit, die Entſtehung.

Da nun, wie wir gleich ſehen werden, ſonſt die Lyrik aus der Straßburger Zeit in dieſer Sammlung, entſprechend ihrem Charakter einer autobiographiſchen, chronologiſch vorgehenden Generalbeichte, an eine viel ſpätere Stelle gehören müßte, iſt allerdings die Frage

Digitized by Google

berechtigt, was Goethe veranlaßt hat, es hier an die zweite Stelle zu setzen.

Er hat eben hier die chronologische Anordnung nur scheinbar unterbrochen, indem er ein Verfahren einschlug, das uns an ihm aus „Dichtung und Wahrheit" geläufig ist. Zeitlich folgt auf die Knabenträume und Knabenphantasieen die Knabenliebe, die Liebe zu Gretchen. Und in der Tat hat Goethe hier diesen ersten Liebesschmerzen ein Denkmal gesetzt durch ein Lied, das ihnen selbst nicht die Entstehung dankt, das aber das herb Wehmütige jenes ersten Verlustes, der „der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausbrach", wundervoll wiedergibt. „Röslein, Röslein, Röslein rot, Röslein auf der Heiden," ist hier also der Ausklang der Gretchenliebe.

Auf den ersten herben Schmerz frühreifer Leidenschaft folgt harmloser Lebens- und Liebesgenuß der Jugend. Galanterie, Tändelei, die Liebe als Zeitvertreib bei geselligem Spiel, selbst nur ein geselliges Spiel: das Gedicht „Blinde Kuh", „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg".

Blinde Kuh.

O liebliche Therese!
Wie wandelt gleich ins Böse
Dein offnes Auge sich!
Die Augen zugebunden,
Hast du mich schnell gefunden,
Und warum fingst du eben mich?

Digitized by Google

Du faßteſt mich aufs beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte;
Ich ſank in deinen Schoß.
Kaum warſt du aufgebunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben,
So geh' ich ſtets im Trüben
Wie mit verbundnen Augen, hin.

Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und ſtirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bei ſeinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier iſt das Kerzchen!

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Digitized by Google

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Über meinem Haupte ſchlug
Faſt die Glut zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben, ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Mögen dieſe Lieder auch erſt der Straßburger Zeit entſtammen, in ihrer Stimmung ſind ſie ein treues Spiegelbild jener geſelligen Scherze im Elternhaus mit den Freundinnen der Schweſter und der Galanterien des jungen Schäfers an der Pleiße.

Das „Wechſellied zum Tanze", in dem abwechſelnd die Gleichgültigen und die Zärtlichen das Wort führen, an die Kontraſte des Liebeslebens in dem Jugendſcherz „Die Laune des Verliebten" erinnernd, das ausklingt in der Strophe der „Zärtlichen":

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der nahe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſich bald.

Digitized by Google

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

leitet hinüber zu ernſteren Erfahrungen, zu neuen Leiden und leidenſchaftlichen Akkorden. Zwei Gedichte „Abſchied“ und „Erſter Verluſt“ — auch durch die Druckanordnung, ſo ſcheint es, zu einander in beſondere Beziehung geſetzt — eröffnen den Reigen einer Reihe von Liebesliedern, die nach ihrem Stimmungsgehalt, um des Gleichklangs oder um eines künſtleriſch wirkenden Kontraſtes willen zuſammengeſtellt, ohne Rückſicht auf die Zeitfolge und perſönliche Beziehungen, denen ſie ihren Urſprung danken, ein Geſamtbild des Liebeslebens und -leidens des Jünglings geben. Das Leid ſtärker betonend als das Glück. „Der Abſchied“, vermutlich aus dem Frühling 1770 ſtammend, ſchmerzliche Empfindung des Kontraſtes der Seelenſtimmung zu der umgebenden Natur, ein dramatiſch-lyriſches Spiegelbild des unmittelbaren Erlebniſſes:

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Digitized by Google

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O, wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich.
Frühling iſt es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Und daneben ein verklingendes Erinnerungsbild „Erſter Verluſt", beginnend und endend mit der Klage:

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde,
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Es folgen zwei wieder mit einander korreſpondierende Stimmungsbilder aus dem Liebesleben jener Jahre: das eine, „Die ſchöne Nacht", Leipziger, das andere, „Willkommen und Abſchied", Straßburger Urſprungs, hier aber im Intereſſe einer künſtleriſchen Kontraſtwirkung zuſammengeſtellt.

Digitized by Google

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergötz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen *eine* mir.

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde!
Es war getan, faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Rieſe, da,
Wo Finſternis aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Digitized by Google

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Mut:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Atemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Digitized by Google

Beide Male iſt die Stimmung in der Natur die gleiche — Mondnacht — aber der Reflex dieſer Naturſtimmung in der Seele des Menſchen in ſchärfſtem Gegenſatz. Hier ein Auffaugen der Naturſtimmung, möchte man ſagen, durch alle Sinne, ein Sich-hingeben an die Natur im Zauber der Mondnacht, dort ein Im-Fluge-Haſchen wechſelnder und irritierender Landſchaftsbilder. In dem einen Sinnlichkeit, in dem andern Leidenſchaft die Farbe, die Formen, das Tempo gebend.

Und wieder Abſchiedsſtimmung in anderer Beleuchtung — Morgenſonne — und von anderem Standpunkt, dem des Zurückgebliebenen, des Verlaſſenen. Ein reiner Mollakkord, in dem das Gefühl diesmal nicht im Auffaugen der Naturſtimmung, ſondern in einer eigentümlichen Übertragung einer ſinnlichen Beobachtung auf Seeliſches zum Ausdruck kommt.

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Biſt du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:

Digitized by Google

So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Das iſt der Schlußakkord für dieſe Jugendlyrik. Er klingt wie eine Klage um die verrauſchte Jugendliebe ſelbſt.

Ein Ruhepunkt; Reflexionen drängen ſich ein, zunächſt des Jugendlichen, noch in der Manier der Anakreontik Befangenen, der hinter der Maske altkluger Frivolität ſtürmiſch jugendliches Empfinden glaubt verbergen zu müſſen und zu können: „Die Freuden“ und „Wechſel“.

Die Freuden.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald rot, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! Da hab' ich ſie!

Digitized by Google

Und nun betracht' ich ſie genau,
Und ſeh' ein traurig dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Wechſel.

Auf Kieſeln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt;
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome danieder;
Es naht ſich die zweite, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch, und ſo traurig, verſchleifſt du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteſte Mädchen vergißt!
O ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der Zweiten,
Als kaum ſich die Lippe der Erſten geküßt.

In beiden mit einander korreſpondierenden Dichtungen kommt jene Enttäuſchung und Verſtimmung zum Ausdruck, die, nachdem die Leidenſchaft verflogen, an der Wahrheit und Echtheit des beſeſſenen Glücks zu zweifeln beginnt; jene Stimmung, wie ſie am ſtärkſten in der Zwiſchenzeit, zwiſchen Leipzig und Straßburg in Goethe lebendig war, und wie ſie in jedem Liebesleben einmal ſtärker oder ſchwächer anzuklingen pflegt. Ihnen reihen ſich an abermals zwei Reflexionen, diesmal des Reiferen,

Digitized by Google

wohl des Goethe der erſten Weimarer Zeit; Fragen und Zweifel des Raſtloſen, der noch liebäugelt mit dem kaum aus der Hand gelegten Wanderſtab, der ihn wieder in die Weite lockt aus kleiner, aber ſchmeichelnd behaglicher Enge:

Beherzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Eine ſtreng chronologiſche Folge iſt hier alſo, wie wir ſehen, nicht beabſichtigt. Neben die Dichtungen des Jüng-

Digitized by Google

lings ſind die des Mannes geſtellt, wie ſie aus verwandter Stimmung entſprungen ſind, wobei bald ein Gleichklang, bald eine Diſſonanz ſich ergibt. Die Quinteſſenz der Weisheit aller dieſer Sprüche iſt aber doch eine Mahnung und Ermunterung zum Genießen, eine Warnung vorm Grübeln.

Nun wird ein neuer Schauplatz betreten, neue Liebe, neues Leben tut ſich auf: „Herz, mein Herz, was ſoll das geben?"

Die folgenden Gedichte geben die rechte Grundſtimmung des jungen Goethe ſeit den Straßburger Tagen bis in die erſten Weimarer Jahre: das Glück ohne Ruh. Unbedenklich ſind hier zunächſt miteinander bunt gemiſcht Lieder an Lili und Friederike; aber ſo, daß Lilis Geſtalt und die individuelle Beziehung zu ihr, ihre Rückwirkung auf ſein inneres Leben im Vordergrund ſtehen, und die aus der Straßburger Zeit ſtammenden Lieder nur wie ein Zwiſchenſpiel, auf zarteren Ton geſtimmt, mit hineinklingen.

Die Sturmfanfare: „Neue Liebe, neues Leben" eröffnet. Das Charakteriſtiſche iſt die Gewalt der Leidenſchaft, die wie etwas Fremdes, Neues in ſein Leben eingreift, anders als alle vorangehenden.

Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.

Digitized by Google

Weg iſt alles, was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach wie kamſt du nur dazu!

Feſſelt dich die Jugendblüte,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Denſelben Ton ſchlägt das ebenfalls an Lili gerichtete Gedicht: „An Belinden" an. Wieder dasſelbe Motiv, daß er ſeiner eigenſten Natur durch die Liebe entfremdet wird!

Digitized by Google

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich,
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein,
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ſchon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Mit der Schlußwendung iſt ungekünſtelt und wie von ſelbſt der Übergang gefunden zu jenem „Mailied", in dem die Geliebte als Inbegriff, als Verkörperung

Digitized by Google

der Natur an einem ſchönen Maitag erſcheint; ein Lied, das aus ganz andrer Stimmung und Veranlaſſung urſprünglich entſtanden, doch hier in ſeinen Farben und in ſeinen Bildern zu einer ſo vollendeten, künſtleriſchen Wirkung kommt, als ob es als Ergänzung zu dem vorangegangenen geſchaffen wäre:

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Digitized by Google

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebſt.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebſt!

Es iſt pſychologiſch intereſſant, wie Goethe hier für das Süße, Zarte, Liebliche, das auch Lili in höchſtem Maße eigen war, das aber in den an ſie gerichteten Dichtungen aus den Frankfurter Tagen nicht ſo zum Ausdruck kommt, weil die Vorſtellung und das Bewußtſein eines dämoniſchen

Digitized by Google

Zwanges, den ſie durch ihre Lieblichkeit auf ihn ausübt, ihn in der Wahl der Motive und Bilder beeinflußt, ſich für das Liebliche, das auch in ihr Bild gehört, die Farben bei Friederike borgt.

So wird in das Spiegelbild ſeines Liebeslebens mit Lili jene innere höhere Wahrheit hineingebracht, die demſelben gefehlt haben würde, hätte er ſich nur auf jene einſeitigen Reflexe beſchränkt. So iſt denn auch hier das wohlbekannte „Mit einem gemalten Band" angereiht: „Kleine Blumen, kleine Blätter". Auch die beiden folgenden Gedichte, „Mit einem goldnen Halskettchen" und „An Lottchen" ſind nicht durch Lili hervorgerufen.

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegſamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kühn;
Am Tag iſt's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die ſchwerer drückt und ernſter faſt,
Verdenk' ich dir es nicht, Liſette,
Wenn du ein klein Bedenken haſt.

Digitized by Google

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnot
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie bei'm ſtillen Abendrot
Du die Hand uns freundlich reichteſt,
Da du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schoße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.

Wohl iſt mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der erſten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres, gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf einmal in die Welt;
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchſchleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen! wer kennt unſre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?

Digitized by Google

Ach, es möchte gern gekannt ſein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da ſucht das Aug' oft ſo vergebens
Rings umher und findet alles zu;
So vertaumelt ſich der ſchönſte Teil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Kannſt du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die ſo oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger, ſtarrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geiſt in ſich zurücke,
Und das Herz — es ſchließt ſich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O ſie iſt wert, zu ſein geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinſten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin gibt.

Erſteres ſtammt ſogar ſchon aus der Zeit vor Straßburg, wahrſcheinlich an eine Freundin Corneliens, Liſette Runkel, gerichtet. Die Anſpielung der letzten Strophe iſt vielleicht auf ihre damals zurückgegangene Verlobung bezüglich. Das Gedicht „An Lottchen" iſt an Lotte Jacobi gerichtet, die 1773 zum Beſuch in Frankfurt war — eines

Digitized by Google

der ſchwächſten, was Goethe je gedichtet. Beide dienen offenbar dazu, Folie und Reſonanz für Lilis liebe Geſtalt und die Stimmungen jener Monate zu geben, in denen er ſich in ihrem Bann und Kreis bewegte.

Bedeutungsvoll iſt ihnen angereiht eine Gelegenheitsdichtung, die in innigſter Beziehung zu Lili ſteht, das „Bundeslied". Goethe ſang es in ſeinem und Lilis Namen, und im Namen des Andréſchen Ehepaares zur Hochzeit eines Freundes:

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſein!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht.
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des echten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an, und küſſet treu,
Bei jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Digitized by Google

Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?
Genießt die freie Weiſe
Und treuen Bruderſinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unſer Bund geſtört.

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles ſteigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig ſo geſellt.

Es iſt ein Lebensbekenntnis aus unruhig glücklichen Tagen, das mit zu dem ſchönſten gehört, was Goethe je ge-

Digitized by Google

dichtet. Ein Abſchiedsgruß, der nicht bloß dem Freundespaar galt, ein Abſchiedsgruß, der der Jugend, der Heimat, der Geliebten galt. Dieſe perſönliche Beziehung iſt allerdings in den Ausgaben jetzt einigermaßen verwiſcht, wo die Schlußſtrophe weggefallen iſt; urſprünglich ſchloß die fünfte Strophe:

Ach daß von einer Wange
Hier eine Träne fällt.

Und daran reihte ſich als ſechſte:

Doch ihr ſollt nichts verlieren,
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn einen einſt von Vieren
Das Schickſal von euch treibt;
Iſt's doch, als wenn er bliebe!
Euch ferne ſucht ſein Blick;
Erinnerung der Liebe
Iſt wie die Liebe, Glück.

Was ihn forttrieb, war dasſelbe, was ihn wieder feſthielt: Lili. Und ſo reiht ſich nicht minder bedeutungsvoll an dies Bundeslied, das reinſte Harmonie atmet, jenes Gedicht, das in ſeinen ſchrillen Diſſonanzen treuſtes Spiegelbild der Leidenſchaft iſt, die ihm Freuden und Qualen ohne Maß bereitet:

Lilis Park.

Iſt doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!

Digitized by Google

Sie hat darin die wunderbarſten Tiere
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie.
O, wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie geldſchter Liebesqual!

„Wie hieß die Fee? — Lili?" — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Türe ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche
Scheinen lebendig zu werden:
So ſtürzen ſich ganze Herden
Zu ihren Füßen; ſogar im Baſſin die Fiſche
Patſchen ungeduldig mit den Köpfen heraus.
Und ſie ſtreut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geſchweige die Beſtien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Schieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das all um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den ſchönen Händen ſchmeckt,
Als hätt' es in Ambroſia geſteckt.

Digitized by Google

Aber der Blick auch, der Ton,
Wenn ſie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiter's vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja, der eitle Pfau ſogar,
Ich ſchwöre, ſie kämen,
Wenn ſie den Ton von weitem nur vernähmen.

Denn ſo hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beſchluß herein betrogen,
Unter die zahme Kompanie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewiſſen Punkt, verſteht ſich!
Wie ſchön und, ach! wie gut
Schien ſie zu ſein! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr ſagtet: ich! Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, grad aus: Ich bin der Bär;
In einem Filetſchurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wütig heut.

Denn, ha! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um

Digitized by Google

Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ſeh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf einmal an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt ſchnaubt aus der Naſen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Tor, ein Häschen nur!
So ein Pipi: Eichhörnchen, Nuß zu knacken!
Ich ſträube meinen borſt'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe,
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,
Ich flieh' ins dunkelſte Gebüſche hin,
Durchs Gehäge zu dringen,
Über die Planken zu ſpringen!
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleit mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich wider,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünſtelten Kaskaden
Und kau' und wein' und wälze halb mich tot,
Und, ach! es hören meine Not
Nur porzellanene Oreaden.

Digitized by Google

Auf einmal! Ach, es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blütevoll.
Ach, ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträucher nieder,
Die Büſche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Tier.

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, tápſig, knollig!"
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſein.
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und ſie ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küſſ' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig, als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte heb' ich mich und ſchwinge mich verſtohlen
Leis an ihr Knie — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn und kraut mir um die Ohren
Und patſcht mich mit mutwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.

Digitized by Google

So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen;
Es hofft der oft betrogne Tor;
Doch will er ſich ein bißchen unnütz machen,
Hält ſie ihn kurz, als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon ſie wohl einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, feſt
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaudre, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen gehn,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Tür halb offen ſtehn,
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden,
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder:
Ich fühl's! Ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

Iſt hier Leidenſchaft, Qual der Leidenſchaft, in einem dramatiſch ſich ſteigernden Monolog, der den Leſer ſelbſt mit in die wechſelnden Stimmungen hineinreißt und ihn

Digitized by Google

zwingt, die herbſten Diſſonanzen dieſer Liebe mit zu durchleben, zum Ausdruck gebracht, ſo bringt das folgende Gedicht

Auf dem See.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!
Die Welle wieget unſern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unſerm Lauf.

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! ſo Gold du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

den Jubelruf der Befreiung; eine Siegesfanfare: „Und friſche Nahrung, neues Blut, ſaug' ich aus freier Welt;

Digitized by Google

Wie iſt Natur ſo hold und gut, Die mich am Buſen hält."

Wieder die Natur als Tröſterin, als Beſänftigerin, als die verkörperte Harmonie im Gegenſatze zur verkörperten Diſſonanz der menſchlichen Natur. Ein lyriſch maleriſches Stimmungsbild von unſagbarer Schönheit, Anmut und Kraft, und von einer maleriſchen, bis auf den Rhythmus ſich erſtreckenden Eindringlichkeit. Dieſe Verſe 1—8: ausgehend von der Seelenſtimmung; dann die äußere Situation, aus der heraus ſie kommen, mit zwei Strichen ſchildernd: Vers 5 und 6; und ebenfalls mit zwei Strichen nur das Landſchaftsbild in der Bewegung: Vers 7 und 8: „Und Berge, wolkig himmelan, Begegnen unſerm Lauf." Wir ſind hineingezwungen in die Stimmung, in die Situation, in das Bild. Und mehr noch, wir fühlen aus den Rhythmen der Verſe den Ruderſchlag. Dahin fliegt der Nachen; nun eine Pauſe, das Ruder ruht, Stille; auf dem glatten Spiegel wiegt ſich der Kahn. Träumeriſch ſenkt ſich das Auge in die Tiefe: „Aug', mein Aug'" u. ſ. w. Aus der Tiefe ſteigt lockend das Bild der verlorenen, verlaſſenen Liebe auf. Aber: „Weg du Traum, ſo Gold du biſt." Indem das Auge wieder aufblickt, der Nachen wieder in leiſe Bewegung kommt, die Ruder wieder einfallen, wächſt ringsum das Bild der blühenden, ſonnigen Landſchaft empor, nimmt die Sinne freundlich gefangen und macht die Seele frei. „Auf der Welle blinken" u. ſ. w. Daran reiht ſich „Vom Berge". Ein kleiner Rückfall.

Digitized by Google

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Das Aufgehn im Genuß der Schönheit der Natur wird nicht mehr als Gegenſatz zu der zerſtörenden Leidenſchaft empfunden. Im Gegenteil. Die Leidenſchaft ſelbſt gibt ihm die höhere Empfänglichkeit, aus dem durch Liebe geſteigerten Gefühl des Daſeins alles Schöne doppelt zu genießen.

Dasſelbe Ineinanderfließen von Seelen- und Naturſtimmungen, dieſes Miteinander-Verwachſen eigner ſeeliſcher Erregung und einer ſeeliſchen Belebung der Erſcheinungen der ſinnlichen Welt zu einem beider Weſen wunderbar zuſammenfaſſenden künſtleriſchen Symbol, finden wir auch in dem folgenden Gedicht: „Herbſtgefühl", das nicht nur ſeiner Stimmung, ſondern auch der Zeit nach hierher gehört, in die Zeit nach der Rückkehr von der Flucht vor Lili.

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzet voller!

Digitized by Google

Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Tränen.

Es iſt diesmal kein Blick in die Ferne.

Mit „jener reinen Freude an allem Gewordenen“ ruht das Auge auf der üppig herbſtlichen Fülle des Weinſtocks, der unter ſeinem Fenſter ſich emporrankt.

Er ſieht mit innigſtem Genuß die ſchaffenden Naturkräfte an der Arbeit; jedes charakteriſierende Wort hat eine maleriſche Kraft, die wie das Gemalte ſelbſt, in Farbe und Plaſtik wirkt, „Fetter grüne, du Laub ... Gedrängter quellet, Zwillingsbeeren, und reifet Schneller und glänzet voller.“ Und von dieſem Anblick ein Ausblick auf die Naturgewalten, die ſolche Fülle ſchaffen; die lebendig ſind bei Tag im Sonnenſchein in weicher, milder Luft und beim Mondſchein im Tau der Nacht. Und ſchließlich mit einer wunderbaren Heranziehung des Allerperſönlichſten, die aber gar nichts Gewaltſames hat, und die, indem ſie zugleich dieſes Naturbild in ganz

Digitized by Google

neuen Farben von innen aufglühen läßt, uns aus dem Perſönlichſten einen Ausblick gewährt auf die tiefſten Geheimniſſe alles Werdens: „Und euch betauen, ach! Aus dieſen Augen Der ewig belebenden Liebe Vollſchwellende Tränen.“ *)

Und nun mit einem kühnen Sprung von dem liebevoll-innig-ſich-Verſenken in die ſtillwirkenden belebenden Herbſt-Naturkräfte zu der leidenſchaftlichen, Glut und Funken ſprühenden Hingabe an die Frühlingselemente, die auch Leben ſchaffen und Liebe wecken.

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

*) Heinrich Düntzer gab in ſeinem Kommentar zu dieſem Gedicht die folgende Erklärung: „Wahrſcheinlich ſchrieb er es in einer Nacht, wo er im Fenſter ſeines Schlafzimmers lag. Je mehr ſein Herz von der Liebe zu Lili gequält ward, die ihn ſo glücklich und ſo unglücklich machte, um ſo inniger wünſchte er den beiden am Hauſe herausgewachſenen Weinſtöcken (wohl ein roter und ein weißer) ein fröhliches Gedeihen; aber dabei kann er ſich nicht der Tränen enthalten, und als dieſe auf die Weinſtöcke herabfließen, denkt er ſich, daß auch dieſe Kinder der in der Natur Leben ſchaffenden Liebe ſie befruchten werden“!

Digitized by Google

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!

Dieſes Gedicht, das aus dem Mai 1776 ſtammt, alſo ſtrenggenommen in dieſen Zuſammenhang nicht hinein gehört, iſt hier doch um jener ſchon wiederholt beobachteten künſtleriſchen Berechnung willen: zwei Gedichte durch Kontraſtwirkung ſich gegenſeitig heben zu laſſen, eingeſchaltet, nicht minder aber um durch dieſe Sturmfanfare jenen Stimmungen, die dem Aufbruch nach Weimar, der Trennung von Lili vorangingen und entſprangen, dichteriſchen Ausdruck zu geben: Die Empfindungen, die es ausſpricht, hat er damals ſchon durchlebt.

Es iſt das männliche Gegenſtück zu Gretchens: „Meine Ruh iſt hin, mein Herz iſt ſchwer!"

Digitized by Google

Aber in dem durch Leidenſchaft geſteigerten Daſeinsgefühl, in dem alle Triebe und Kräfte zur Betätigung drängen und alle Sinne ſich öffnen, wird auch das Auge hell für das Überſinnliche; alles ſpricht zu der leidenſchaftlich bewegten Seele, alles antwortet. So hat hier „Geiſtesgruß“ ſeine Stelle gefunden, auf der Fahrt Goethes von Ems mit Lavater, Baſedow und dem Zeichner Schmoll im Juli 1774 im Anblick der Ruine Lahneck entſtanden:

Geiſtesgruß.

Hoch auf dem alten Turme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, dieſe Senne war ſo ſtark,
Dies Herz ſo feſt und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh',
Und du, du Menſchen-Schifflein dort,
Fahr immer, immer zu!“

Vergangenheit — Gegenwart, Jugend — Alter, Hoffnung — Erinnerung, Beharren — Vorwärtsdrängen noch aus der Unruhe heraus zuſammengefaßt; aber ſchon huſcht ein Sonnenſtrahl Humor, humoriſtiſcher Über-

Digitized by Google

legenheit, über das ſturmbewegte Bild, nahende Abklärung und Befreiung andeutend. Damals, 1774, im Moment ſeines Entſtehens in ſeiner humoriſtiſchen Überlegenheit nur eine vorübergehende Augenblicksſtimmung feſthaltend, ſteht es hier ſymptomatiſch für den Befreiungsprozeß Goethes im Herbſt 1775.

Von Freiheit ſpricht und klagt doch noch über Unfreiheit das folgende, ſchon in der Fremde, wohl im Winter 1775/76 in Weimar entſtandene:

An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lilis Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er iſt der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Digitized by Google

Ich habe ſchon mehrfach auf den malenden Rhythmus aufmerkſam gemacht. Hier tritt er beſonders charakteriſtiſch hervor. Das Zögernde, Unſchlüſſige der Stimmung — ein Vorwärtsdrängen, ein unwillkürlich-ſehnſüchtig-ſich-Zurückneigen — kommt in den jambiſch-anapaeſtiſchen Strophen mit wunderbarer Eindringlichkeit zum Ausdruck. Die Schlußwendung gibt dieſe Janusphyſiognomie der Stimmung mit dem elegiſchen, vorwärts und rückwärts blickenden Ausblick: „Er iſt der alte freigeborne Vogel nicht; Er hat ſchon jemand angehört.“ Dieſer Ausklang der Lililiebe — das typiſche Bild der Jugendliebe — iſt grade in der Aneinanderreihung der hier folgenden Gedichte von einer ſtimmungsvollen Schönheit und Reinheit ohnegleichen.

Nun folgt nämlich — auf einer (der, auf der das Kettchengedicht ſteht, gegenüberliegenden) Seite — „Wonne der Wehmut“ und „Wandrers Nachtlied“. Die Leidenſchaft mit ihren Qualen ebbt zurück, doch ſtatt der Erlöſung kommt nur das Gefühl der grenzenloſen Einſamkeit und Öde.

Wonne der Wehmut.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie tot die Welt ihm erſcheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen unglücklicher Liebe!

Digitized by Google

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Bruſt!

„Wandrers Nachtlied" — urſprünglich „Um Friede" überſchrieben — iſt der letzte Ton des Zwiſchenſpiels zwiſchen alter und neuer Liebe. Iſt in der Wonne der Wehmut der Ton der Sehnſucht nach der Erfüllung des Daſeins auch durch Schmerzen der Liebe angeſchlagen, ſo iſt hier eine grenzen- und bedingungsloſe Sehnſucht nach Frieden, dem höchſten Frieden, in dem alles zur Ruh geht, ausgeſprochen, nach dem Frieden, der höher iſt als alle Vernunft.

Dieſer Friede kommt, aber anders, als er hier beſchworen und gedacht iſt. Und wie in der „Zueignung" die Wahrheit die Züge der geliebten Freundin annahm, ſo verkörpert ſich ihm auch hier in ihr, dem friedevollen Geſtirn, das ihm in Weimar aufging, der erſehnte Friede. Auf ſie und den Frieden, den ſie ihm brachte, beziehe ich daher, mit Scherer, im Gegenſatz zu der landläufigen Meinung „Jägers Abendlied".

Digitized by Google

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und, ach, mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmut und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

Das iſt ganz getreu die Stimmung, wie ſie in den Briefen an Frau von Stein zu Worte kommt. Daher ſcheint mir, abgeſehen von der Einreihung des Gedichtes an dieſer Stelle alles dagegen zu ſprechen, daß es ſich auf Lili bezieht. Es iſt ein Vorklang der Liebe zu Frau von Stein. Es iſt nicht der erhörte Liebende; es iſt der Werbende, der aus Vers 7—12 ſpricht. Es iſt ein Vorklang; ähnlich wie zu den Liliedern das „Neue

Digitized by Google

Liebe, neues Leben" den ſtimmungsmachenden Akkord anſchlägt. Dort Kampf gegen neue Leidenſchaft, die ihn um ſich ſelbſt bringt, ihn in Widerſpruch mit ſeiner Natur ſetzt, hier das Erſchließen der Seele einem Zauber, der das Beſte, das Eigenſte in ihm zur ſtillen Entfaltung lockt:

Mir iſt es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

Wie aber dies Gedicht für die innere Geſchichte Goethes, ſeines Herzens, einen Wende- und Ruhepunkt andeutet, ſo iſt nicht minder in der künſtleriſchen Arbeit in ihm eine Reife der Vollendung erreicht, die unwillkürlich auch in dieſer Hinſicht zu einem vergleichenden Rückblick einladet, um ſo mehr, da es im Verein mit den drei nächſtfolgenden Gedichten „An den Mond", „Der Fiſcher" und „Erlkönig" eine innere Einheit, eine geſchloſſene Gruppe für ſich darſtellt, die durch die Stärke, in der Goethes Naturempfindung zum Ausdruck kommt, in das Weſen Goethiſcher Lyrik überhaupt tiefe Einblicke eröffnet.

Goethe, der einmal als das Weſen des poetiſchen Talents die Fähigkeit und das Bedürfnis, ſich bildlich auszudrücken bezeichnet, hat ſelbſt faſt ausnahmslos für ſeine Gefühlsäußerung dieſen bildlichen Ausdruck, den Spiegel, die Reſonanz, den Widerſchein in der Anſchauung der Natur geſucht und gefunden. Er verfährt dabei,

Digitized by Google

wie wir ſahen und noch ſehen werden, auf die verſchiedenſte Art: bald iſt es die Harmonie, bald iſt es die Diſſonanz, die dem poetiſchen Gedanken, der lyriſchen Empfindung die Farbe, die Folie gibt. Immer aber erſcheint er, ein ſo peinlich ſcharfer Beobachter der Natur er iſt, und ſo ſehr jedes einzelne der Naturwelt entnommene Bild auf einer mit ſeinen eigenen Sinnen wahrgenommenen Beobachtung und Erfahrung beruht, nicht als der bloße Abſchilderer, ſondern er trägt in jede Naturſtimmung und in jede Naturſchilderung ſeine individuelle Stimmung ſchon mit hinein. Bei ihm iſt Naturbetrachtung und Naturempfindung von innen heraus ein einziger Akt. Die Natur antwortet gewiſſermaßen auf die Fragen ſeiner Seele in Bildern. Was im Gefühl dunkel und verworren iſt, wird klar in der ſinnlichen Anſchauung. Und wenn wir in den bereits beſprochenen Gedichten dieſes Verſchmelzen mit der Natur in Eins wie einen roten Faden ſich hindurch ziehen ſehen, ſo iſt in „Jägers Abendlied" dieſe Prägnanz aufs eigenartigſte geſteigert: der Gedanke an die Geliebte erweckt in ihm die Empfindung, als ſähe er in den Mond; doch vergleicht er ſie nicht mit dem Geſtirn, ſondern die Wirkung des ſanft dämmernden Mondenlichts und des Anblicks der Geliebten verſchmilzt ſich ihm zu einem Bilde.

Digitized by Google

III.

Dieſes Aufgehen in der Natur, dies Sich-eins-fühlen mit ihr, hat wohl den vollendetſten, erſchöpfendſten Ausdruck gefunden in der Mondnachtphantaſie mit dem rauſchenden Fluß, in dem Liede „An den Mond". Die Motive, die in den früher erwähnten Mondliedern noch in der Knoſpe ſchlummern, ſind hier voll erſchloſſen. Dies Gedicht ſelbſt aber hat wieder eine Geſchichte für ſich, die wir hier um ſo weniger ignorieren dürfen, als dadurch nicht nur auf ſeine Beziehung zu Goethes innerem Leben neues Licht fällt, ſondern auch hinſichtlich der künſtleriſchen Herausarbeitung der aus der Naturſtimmung erwachſenden Anregungen neue Aufſchlüſſe gewonnen werden.

Treten wir einmal zunächſt an das Gedicht heran, wie es in den Ausgaben vorliegt. Wir wollen vorerſt nur verſuchen, ſeinen Stimmungsgehalt zu faſſen:

Digitized by Google

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Digitized by Google

Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Wie mit einem tiefen Aufatmen der Erlöſung begrüßt der einſame Wanderer das aufgehende Geſtirn: (Vers 1—4).

Und ſchon iſt er nicht mehr allein: Mit Freundesaugen blickt es ihn an,*) oder richtiger, die Nähe, der Anblick des Mondes verſetzt ihn in dieſelbe Stimmung, wie die Nähe, der Anblick des Freundes. Wie in „Jägers Abendlied" iſt alſo die Wirkung Gegenſtand des Vergleichs, nicht die Urſache: (Vers 5—8). Dieſe Stimmung führen die Verſe 9—12 weiter aus, wie unter des Freundes Auge:

*) Wie im Fauſt: „O ſähſt du voller Mondenſchein" u. ſ. w.

Digitized by Google

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

Da tönt das Rauschen des Flusses zu seinen Füßen herauf; Welle um Welle jagt glitzernd dahin, das Auge des Einsamen weilt darauf. Der Anblick bannt ihn. Und wie Welle auf Welle verfließt, weckt dies Sinnbild der Vergänglichkeit*) bittere Schmerzen auf; das kaum gewonnene Gleichmaß der Gefühle ist zerstört, die Dissonanz klingt herein. Es springt über die Lippen:

Fließe, fließe, lieber Fluß

und nun daran gereiht:

Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Freude so.

Die Vergangenheit mit ihrer Lust und ihrer Qual ist wieder lebendig; das ganze Gefühl davon drängt sich in die eine Strophe:

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

*) Als Bild des frivolen Wechsels im Sonnenglanz empfunden in dem Gedicht „Wechsel". S. oben S. 65.

Digitized by Google

Er iſt für einen Augenblick in dieſer Erinnerung wie in einer Nebelwolke eingeſchloſſen, abgeſchloſſen von der Außenwelt. Aber wie allmählig dieſer Gefühlsparoxysmus nachläßt, und der nach innen gekehrte Blick wieder die Außenwelt und ihre Erſcheinungen mit den äußeren Sinnen aufzufaſſen beginnt, da nun wieder das Auge haftet auf der rauſchenden und flüſternden Welle, da beginnt das Element eine andere Sprache zu ihm zu ſprechen: Aus einem Symbol der Vergänglichkeit, der Treuloſigkeit, das es eben noch war, wandelt es ſich in einen harmoniſchen Begleitakkord der ſehnſüchtig elegiſchen Stimmung, die das Mondlicht geweckt; in dem zugleich mit einer ungemeinen Innigkeit nicht nur das den Augen in dieſem Moment ſich bietende Bild, ſondern auch die anderen in der Erinnerung haftenden Bilder aus dem Leben des Elementes gleich menſchlichen Seelenſtimmungen, wie ſeinem geiſtigen Auge ſo unſerer Phantaſie, nahegebracht werden:

Rauſche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Raſt und Ruh,
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Digitized by Google

Die innigſte Harmonie des bewegten Herzens mit der Natur in jeder Regung und Stimmung quillt aus dieſen Verſen.

Und damit tritt der ſanfte, friedevolle Zauber der Mondnacht wieder in ſein Recht, und zu der gehaltenen Wehmut des Eingangs kehrt die Schlußphantaſie zurück:

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Ohne eigentlichen Abſchluß verdämmert das Lied; als ob die rauſchende Welle den letzten Akkord, das letzte Wort hinweggetragen, klingt es aus. Es iſt eine künſtleriſche Offenbarung von einer Reinheit, und wirkt gerade in ſeinen ſchwebenden Konturen, die wie Wellen ineinander überfließen, wie etwas Naturnotwendiges in einer Vollendung, die ſcheinbar alle überhaupt vorſtellbaren Stimmungsnuancen auslöſt.

Alles erſcheint ſelbſtverſtändlich, wie Blatt und Blüte wachſend.

Und doch, wenn man nun eine Deutung des Einzelnen verſucht, dann wird man gewahr, daß doch keineswegs

Digitized by Google

ganz ſo einfach und leicht ſich der beſondere tiefe Sinn des Gedichts erſchließt.

Ich habe abſichtlich bisher die Frage offen gelaſſen, wer hier ſpricht. Die Mehrzahl der Leſer und der Erklärer antwortet ohne Zögern: natürlich der Dichter. Ich glaube indeſſen, daß das gar nicht ſo natürlich iſt. Wenn aber einmal dieſer Punkt in Frage geſtellt iſt, dann ergibt ſich auch, daß je nachdem, wen wir als Sprechenden annehmen, die einzelnen Äußerungen und ihre Verbindung miteinander eine andere Deutung erfahren können, ja müſſen.

Ich habe zunächſt den Stimmungsgehalt des Gedichtes ſo zu erfaſſen geſucht, wie er ſich einem unbefangen an die Lektüre herantretendem Leſer erſchließt, der nichts weiter von der Vorgeſchichte weiß und gar nicht auf den Gedanken kommt, daß der Dichter etwa nicht ſeine eigene Situation und ſeine eigene Stimmung behandelt habe. Aber jeder Leſer, der Goethes Art, ſich auszuſprechen kennt, der die Mächte kennt, die ſein Leben beſtimmt haben, und der vor allem, wie wir, auf dieſes Gedicht in dieſem Zuſammenhang der Generalbeichte ſtößt, wird doch ſtutzen müſſen und ſich fragen: in welcher Situation ſeines Lebens hat Goethe ſo empfunden? Wann war Freundſchaftsgefühl ſo lebendig in ihm, daß es den Pulsſchlag ſeiner Stimmung gab? Und da muß die Antwort lauten: niemals! Weder in den Leipziger Jugendbriefen an Beriſch, noch in der ſpäteren Korreſpondenz mit anderen Freunden klingt bei aller Herzlich-

Digitized by Google

keit und Innigkeit je ein Ton an, der der Freundſchaft eine ſolche Machtſphäre in ſeinem Denken und Fühlen einräumte, wie hier geſchieht, geſchehen würde, wenn wir das hier ausgeſprochene Gefühl als ſeines anſehen. Und wenn wir ſelbſt das nicht gelten laſſen wollten, ſo käme doch weiter in Betracht, daß jedenfalls zu der Zeit, als dies Gedicht entſtand, 1778, in Goethes Geſichts- und Gedankenkreis keine einzige Freundesgeſtalt vorhanden war, auf die man auch als Ausfluß einer dichteriſch geſteigerten Stimmung das

Selig, wer ſich vor der Welt

oder das:

Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geſchick

beziehen könnte.

Goethe ſelbſt iſt vielen jüngeren Gefährten ſo Freund geweſen, aber ſelbſt Herder gegenüber hat er in den Straßburger Tagen nicht ſo gefühlt, geſchweige denn ſpäter. Und nie erſcheint in Goethes Leben Freundſchaft als gleichwertiger Erſatz für Liebe.

Aber wenn hier nicht Goethe ſpricht, wer dann? Wir werden alſo zu ſuchen haben nach etwaigen Anhaltspunkten, die ſich aus der Zeit der Entſtehung des Gedichts, aus perſönlichen Beziehungen und aus der Umgebung, in der das Gedicht zuerſt auftaucht, ergeben.

Ich ſagte ſchon, das Gedicht ſtammt aus dem Jahre 1778. Weiter gehe ich einſtweilen nicht. Es erſcheint

Digitized by Google

zuerſt unter den Briefen an Frau von Stein, und zwar iſt es dort von der Empfängerin zu einem Briefe Goethes vom 19. Januar 1778 gelegt. Daß das Gedicht aber wohl etwas ſpäteren Urſprungs iſt, dafür ſpricht gerade, wenn wir es zu dem Inhalt jenes Briefes in nähere Beziehung ſetzen wollen, der Umſtand, daß Goethe gleich die Kompoſition der erſten Strophen von Seckendorf beigefügt hat, alſo zwiſchen der Entſtehung der Dichtung und der Muſik doch mindeſtens ſchon einige Zeit verſtrichen ſein muß. Dagegen lege ich gar kein Gewicht darauf, daß angeblich die Landſchaftsſtimmung nicht winterlich, ſondern frühlingsmäßig ſein ſoll. Denn das trifft wohl auf die letzte Geſtalt des Gedichtes zu, nicht aber auf die erſte von jener weſentlich abweichende, in der wir es in den Briefen der Frau von Stein kennen lernen.

Zum Verſtändnis jener Briefſtelle iſt aber zuerſt wieder notwendig, einen Blick in Goethes Tagebuch zu werfen. Am 17. Januar 1778 ſchreibt er: „Ward Chriſtel von Laßberg in der Ilm vor der Floßbrücke unter dem Wehr von meinen Leuten gefunden. Sie war abends vorher ertrunken. Ich war mit dem Herzog auf dem Eis. Nachmittags beſchäftigt mit der Toten, die ſie herauf zu ⊙*) gebracht hatten. Abends zu den Eltern.“ Am 18. Januar: „Knebel blieb bei mir die Nacht. Viel über der Chriſtel Tod. Das ganze Weſen dabey,

*) Das Zeichen für Frau von Stein in den Tagebüchern.

Digitized by Google

ihre letzten Pfade pp. in ſtiller Trauer einige Tage beſchäftigt um die Scene des Todes."

Auf dieſen Vorgang, den Selbſtmord des Fräulein von Laßberg, der Tochter eines Oberſten, die, wähnend von ihrem Geliebten, einem Herrn von Wrangel, verlaſſen zu ſein, in der Ilm den Tod geſucht und gefunden, bezieht ſich das Briefchen an Frau von Stein:

„Statt meiner kommt ein Blätgen. Da ich von Ihnen wegging, konnt ich nicht zeichnen. Es waren Arbeiter unten, und ich erfand ein ſeltſam Plätzgen, wo das Andenken der armen Chriſtel verborgen ſtehen wird. Das war, was mir heut noch an meiner Idee mißfiel, daß es ſo am Weg wäre, wo man weder hintreten noch beten, noch lieben ſoll. Ich hab' mit Jentſchen ein gut Stück Felſen ausgehölt, man überſieht von da in höchſter Abgeſchiedenheit ihre letzte Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zulezt noch ich allein bis in ihre Todesſtunde, es war eben ſo ein Abend. Orion ſtand ſo ſchön am Himmel, als wir gen Tiefurth fröhlich heraufritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedanken juſt genug, und kann nicht wieder aus meinem Hauſe. Gute Nacht Engel, ſchonen Sie ſich und gehn nicht herunter. Dieſe einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Waſſer ſelbſt, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beyden leuchtet, lockt uns" . . . . . .

Zu dieſem Brief alſo hat Frau von Stein Goethes Verſe „An den Mond" gelegt, die hier lauten:

Digitized by Google

Füllest wieder 's liebe Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge, mild
Über mein Geschick.

Das du so beweglich kennst
Dieses Herz im Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt,
Und bei Frühlingslebens Pracht
An den Knospen quillt.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Digitized by Google

Wie man ſieht, trotz des faſt gleichlautenden Eingangs und Ausgangs ein vollkommen anderes Gedicht, anders in der Stimmung, anders im Aufbau, anders in den perſönlichen Beziehungen, anders in der künſtleriſchen Pointe; und ebenſo ſehen wir, wie innig die Beziehung dieſer Gedankengänge iſt zu denen jenes Briefes an Frau von Stein am 13. Januar. Auch dies Gedicht iſt an den Mond gerichtet, aber nicht an ihn allein, ſondern zugleich an Frau von Stein, wie in „Jägers Abendlied“: 19.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn,
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geſchehn.

Dort in „Jägers Abendlied“ iſt es ihr Bild, das ihm die wundervolle Mondnachtſtimmung gibt. Hier iſt es umgekehrt. Mit dem Frieden der Mondnachtſtimmung verſchmilzt ſich der ſüße Friede, der von ihr ausſtrahlt:

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebſten Auge mild
Über mein Geſchick.

Dieſe innige Wechſelbeziehung dieſes, ich möchte ſagen, Vicariiren der beiden Friedensbringer, tritt am ſtärkſten und eigenartigſten hervor in der folgenden Strophe, über die ſich die Kommentatoren die Haare ausraufen, ohne zu fühlen, wie ja gerade in dieſer

Digitized by Google

traumhaft märchenhaften Zwiesprach Goethes Naturempfindung aufblüht wie ein holdes Wunder:

Das du so beweglich kennst
Dieses Herz im Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

Um Gottes Willen, heißt es da: Wer ist „du"? wer ist „ihr"? „An den Mond" ist die Überschrift. Also „du" ist der Mond.

Jawohl, der Mond, der aber in diesem Augenblick nicht der „trübselige Freund" aus dem Faust ist, sondern der ihn in diesem stillen Nebelglanz mit ihren Augen ansieht:

Das du so beweglich kennst
Dieses Herz im Brand.*)

Haltet ihr, ihr beiden — das Gestirn und die Geliebte, die dessen Abbild ist — „wie ein Gespenst an den Fluß gebannt".

In der Stimmung der dämmernden Mondnacht und des weichen sehnsüchtigen Liebesverlangens werden die Elemente zu Beherrschern des Gemüts mit dämonischer Gewalt. „Diese einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst," schreibt er ja, und unter dem wollüstig schauernden Bewußtsein dieser dämonischen Gewalten taucht offenbar hier, mehr zu ahnen als zu sehen oder gar zu fassen die Einsame auf, die

*) Man denkt an die Worte der „Zueignung": „Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen."

Digitized by Google

an dieſer Stelle dem tödlichen Verlangen, dem tödlichen Lockruf erlegen iſt, weil ſie ſich, wie es in der „Harzreiſe" heißt, „Haß aus der Fülle der Liebe trank". In zwei Momenten iſt das Bild des Fluſſes ſinnlich anſchaulich gepackt: „Wenn in öder Winternacht er vom Tode ſchwillt", — wobei unter „Tod" wohl die Eisſchollen, das Sinnbild der erſtorbenen, toten Natur zu verſtehen — „Und bei Frühlingslebens Pracht An den Knoſpen quillt", wundervoll das quellende Gurgeln des Frühlingswaſſers um das knoſpende Ufergeſträuch malend.

Ungenannt, kaum angedeutet iſt die traurige Geſtalt der Einſamen, die in dieſem Waſſer ihr Grab ſuchte, aufgetaucht, aber wer ſich in das Gedicht einfühlt, fühlt deutlich, daß ſie in dieſem Augenblick vor ſeiner Seele ſteht, und da iſt es ſo wundervoll ſelbſtverſtändlich und natürlich, wenn er im ſelben Augenblick das Bild der Geliebten und alles deſſen, was ſie ihm iſt, und er ihr, in ſtärkſtem Kontraſt empfindend aus der Fülle der Liebe ihr zuruft, aus ihrer Seele ſprechend:

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Mann am Buſen hält
Und mit dem genießt,

Was den Menſchen unbewußt
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Digitized by Google

Es iſt ein Lebens- und Liebesgruß an die Geliebte aus der geſteigerten Fülle des Glücks, deſſen er ſich angeſichts der Stätte, an der ein liebeleeres Daſein geendet, doppelt bewußt geworden iſt.

Und nun noch einmal zu der letzten Faſſung. Was ſagt ſie uns jetzt? Sieht ſie uns mit andern Augen an, erſchließt ſie ſich uns mehr?

Die Frage, die uns hier zunächſt intereſſiert — wann iſt dieſe Umdichtung entſtanden? — können wir leider nicht mit Sicherheit beantworten. Das aber ſcheint feſtzuſtehen, daß es vor 1786, das heißt vor dem Aufbruch nach Italien, dieſe letzte Form erhalten hat. Darauf weiſt deutlich ein Gedicht der Frau von Stein, eine Parodie auf Goethes „An den Mond", und das ſtammt aus dem Oktober 1786, aus der Zeit nach Goethes überraſchender Abreiſe, aus der Stimmung der durch dies abſchiedsloſe Davongehen aufs tiefſte gekränkten und verſtörten Frau, die an eine Rückkehr des Geliebten nicht mehr zu glauben wagte. Da ſchrieb ſie „An den Mond nach meiner Manier":

Füllеſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Da des Freundes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.

Digitized by Google

Lösch das Bild aus meinem Herz
Vom geschiednen Freund,
Dem unausgesprochner Schmerz
Stille Träne weint.

Mischet euch in diesen Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Jeden Nachklang in der Brust
Froh- und trüber Zeit,
Wandle ich nun unbewußt
In der Einsamkeit.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Seine Seele rein erhält,
Ahndungsvoll genießt

Was den Menschen unbekannt
Oder wohl veracht,
In dem himmlischen Gewand
Glänzet bei der Nacht.

Diese poetisch sehr minderwertige, psychologisch nicht uninteressante Parodie hat für uns den Wert, die voritalienische Entstehung der letzten Redaktion zu erweisen und, jedenfalls für mein Gefühl, zu beweisen, daß, wie die Parodie, so auch das Original in der letzten

Digitized by Google

Faſſung aus weiblicher Empfindung heraus entſtanden iſt, daß eine Frau daraus ſpricht.

Sehen wir es daraufhin noch einmal an: die einſam Wandelnde, in der Mondnacht, deren Licht ſie grüßt, wie das milde Auge des Freundes:

Jeden Nachklang fühlt mein Herz,
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud und Schmerz
In der Einſamkeit.

Auf das richtige Erfaſſen dieſer Strophe kommt für das Verſtändnis der folgenden alles an; und gerade dieſe Strophe iſt bisher, ſoviel ich ſehe, in dieſer ihrer Bedeutung nie gewürdigt worden. Sie eröffnet eine neue Perſpektive, gibt das neue Thema: Es ſind die Gedanken einer Einſamen, aber keiner Verlaſſenen. Dadurch, daß dies letztere in den Auslegungen als Grundmotiv angenommen iſt, muß ſich natürlich alles verſchieben, und müſſen Unklarheiten und Widerſprüche entſtehen.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud und Schmerz
In der Einſamkeit.

Zwei Töne klingen an: Freude und Schmerz, Verluſt und Beſitz. Bald läßt ſie ſich tragen von den Wogen der einen Empfindung, bald von denen der andern.

Digitized by Google

Die Naturſymbolik und die Art ihrer Verwertung, wie ich ſie in meiner erſten Interpretation nachzuweiſen ſuchte, wird dadurch natürlich nicht berührt, hier bleibt alles beſtehen, nur die Deutung wird in einigen Punkten eine andere, und wir ſpüren jetzt, daß das, was wir beim erſten Leſen als eine freie Phantaſie hingenommen haben, ein ſorgfältig planmäßig durchkomponiertes Kunſtwerk iſt: Der Einſamen, zwiſchen Freud und Schmerz Wandelnden ſingt der Fluß zunächſt das Lied von der Reue und der Klage (Vers 13—20).

Aber weil es nur eine Einſame, nicht eine Verlaſſene iſt, die immer noch des Freundes mildes Auge über ihrem Geſchick waltend fühlt, ſingt derſelbe Fluß ihr Melodieen anderer Art zu. Der Fluß, an den ſich für ſie die holdeſten, ſeligſten Erinnerungen knüpfen, in deſſen Rauſchen ſie eine liebe Stimme hört, und an deſſen Ufern ſie jeder Baum und Strauch mahnt an Liebe und Leben; und aus dieſer Melodie, die er ihr zuflüſtert, da klingt dann auch der alte Ton fröhlicher Gewißheit, ſeligen Friedens:

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält,
Und mit dem genießt.

Was von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Digitized by Google

Sie iſt nicht mehr einſam. Das beſeligende Bewußtſein untrennbarer Lebensgemeinſchaft hat die Seele gelöſt, und frei ſchwebt ſie in dämmernder Mondnacht über Buſch und Tal zu dem fernen Geliebten.

Auch in dieſer Faſſung alſo gilt das Gedicht Frau von Stein; aus ihrem Empfinden, aus ihrer Seele heraus vom Dichter empfunden und empfangen. Nicht wie manche neuerdings gewollt haben, ein klagender Abſchiedsgruß an die aus ſeinem Herzen geriſſene Liebe iſt es, ſondern ein Symbol unzertrennlicher Lebensgemeinſchaft, das er beim Scheiden zum bleibenden Beſitz und Troſt bis zur Stunde der Wiederkehr der einſam Zurückbleibenden weiht.

Ich glaube, ſo erklärt ſich das Gedicht zwanglos und rein und leicht, und ſo erklärt ſich auch die eigentümliche Pointe, die Frau von Stein ihrer Parodie gegeben hat, bekommt dieſe Parodie noch einen beſonders verwundenden Stachel, der ſeine Spitze nicht nur gegen den Dichter, ſondern auch gegen ihr eigenes Herz kehrt.

Soll ich noch ein Wort ſagen, warum Goethe es an dieſer Stelle eingereiht? Ich glaube, deſſen bedarf es nicht; es iſt das Gedicht in dieſer letzten Redaktion der Widerklang von „Jägers Abendlied“: ſprach dort der Freund, ſo antwortet hier die Freundin.

Digitized by Google

IV.

Wenn wir uns der Worte des Goethiſchen Briefes an Frau von Stein entſinnen, die dieſe ſelbſt zu dem Lied an den Mond in direkte Beziehung gebracht hat: „Die einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes wie das Waſſer ſelbſt, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns", ſo verſtehen wir den Gedankengang, aus dem heraus er in der erſten Sammlung dem Lied an den Mond den „Fiſcher" anreihte. Ja, noch mehr, wir ſehen in dieſen Worten geradezu die Keimzelle für die Grundidee des „Fiſchers".

Was im Lied an den Mond unausgeſprochen nur leiſe mitklingt, das gibt hier den Grundakkord. Es iſt ſchade, daß durch die ſpätere Anordnung der Gedichte, durch welche der „Fiſcher" den Balladen zugewieſen wurde, dieſer innige Zuſammenhang zwiſchen den beiden zerriſſen worden iſt. Gerade in ihrer Zuſammenſtellung erſchließen ſie einen tiefen Einblick in die Naturſymbolik Goethes:

Digitized by Google

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Teilt ſich die Flut empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßteſt du, wie 's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Digitized by Google

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin
Und ward nicht mehr geſehn.

Als Herder 1779 das Gedicht in den zweiten Teil ſeiner Volkslieder aufnahm, meinte er, die deutſche Poeſie müſſe, wenn ſie wirkliche Volksdichtung werden wolle, nur den Weg gehen, den dieſes Gedicht gezeigt habe, und er bezeichnete dadurch treffend die Eigentümlichkeit derſelben.

Die Art, wie hier das Element Menſch wird, wie aus dem völligen Aufgehen in der Naturſtimmung eine Verkörperung des Elementes wie etwas Selbſtverſtändliches herauswächſt, das erinnert allerdings ganz an die typiſchen Vorgänge bei der Entſtehung und erſten dichteriſchen Geſtaltung von Naturmythen im Kindesalter der Völker, wo, noch ohne das Dazwiſchentreten einer bewußten Reflexion aus der lebhaft erregten Phantaſie heraus, das Element, die Naturkraft in menſchliche Geſtalt und Züge übergeht.

Auch hier iſt jenes Meerweib nicht ſo ſehr die Bewohnerin des Meeres als das Element ſelbſt. Ihre Loslöſung von ihm als ein Teil, als ein Produkt, iſt

Digitized by Google

nur ſcheinbar. Im eigentlichen Sinne kann man hier von einer Inkarnation des Zaubers des Elements reden, eines Zaubers, wie ihn Goethe in ſeiner Gartenexiſtenz an der rauſchenden Ilm in dieſen Jahren unzählige Male auf ſich hat wirken laſſen.

Eben deshalb verſteht man es auch, wie Goethe nachmals alles Fragen nach der tieferen Bedeutung, dem geheimen Sinn der Dichtung kurzweg abgewieſen und immer nur betont hat, es ſolle der Reiz des Elements darin zum Ausdruck kommen.

Lieſt man das Gedicht ſo, dann bekommt jedes Wort nicht eine tiefere Bedeutung, wohl aber eine ſuggeſtiv malende Kraft, die wie die Sache ſelbſt wirkt. Und weil in dem Augenblick, wo das Bild der Phantaſie durch eine mit den äußeren Sinnen aufgenommene konkrete Darſtellung erſetzt wird, der eigenſte und perſönlichſte Reiz dieſer unſere Phantaſie in Mitſchwingungen verſetzenden künſtleriſchen Offenbarung zerſtört oder jedenfalls ſtark beeinträchtigt wird, erſcheinen mir alle Verſuche einer bildlichen Darſtellung gerade dieſes Gedichts, in denen alſo notwendig immer ein körperliches Weib erſcheint, ein Verbrechen an dem Geiſt der Dichtung. Auch hier könnte man einen Exkurs zu Laokoon „Über die Grenzen der Malerei und Poeſie“ machen; denn auch hier ſpielt das Tranſitoriſche die entſcheidende Rolle, und deshalb muß ſich dies Gedicht der bildlichen Darſtellung verſagen.

Wenn in der erſten Strophe aus dem bewegten

Digitized by Google

Waſſer ein feuchtes Weib hervorrauſcht, verſchwindet das Leibliche in den beiden folgenden Strophen wieder völlig. Wir ſehen und fühlen nur das Element:

Ach wüßteſt du, wie 's Fiſchlein iſt,
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Tau?

Wir glauben nur, wie durch einen Schleier, in der Tiefe körperliche Formen mehr zu ahnen, als zu ſehen, und erſt wenn in den folgenden Strophen:

Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß

in die träumeriſche Schwermut ein Ton von Liebesſehnſucht hineinklingt, da werden die Konturen wieder körperlich, verdichtet ſich das Elementare zum Menſchlichen:

Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Digitized by Google

Aber auch hier iſt das Körperliche ſo wenig dominierend, daß eine bildliche Darſtellung, die den Fiſcher in den Armen eines Weibes uns vor Augen führt, dem Stimmungsgehalt der Dichtung nur notdürftig gerecht werden würde, weil das auch hier noch obwaltende Tranſitoriſche nicht zur Geltung kommen könnte.

—Zu ganz ähnlichen Betrachtungen und Ergebniſſen führt der „Erlkönig". Wenn wir auch hier nicht wie beim „Fiſcher" die Keimzelle nachweiſen können, ſo iſt doch zweifellos — darauf deutet ja auch die Zuſammenſtellung mit dem „Fiſcher" — die Dichtung, ebenſo wie jene, entſprungen aus einer Naturſtimmung, die, Gemüt und Phantaſie gefangen nehmend, den Menſchen überkommt im Dunkel:

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Digitized by Google

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Das dämonisch Grauenhafte, was aus dem Dunkel der Nacht in täuschenden Stimmen, Tönen, Farben und verzerrten Formen uns entgegenblickt und entgegenruft, ist verkörpert in der Gestalt des Erlkönigs und seiner Töchter und veranschaulicht in seiner zerstörenden Wirkung

Digitized by Google

auf das ſchwache Menſchengemüt durch das Kind, das wehrlos dieſem Grauen erliegt.

Wenn ich aber eben ſagte, die Keimzelle für das Gedicht ſei nicht nachweisbar, möchte ich allerdings doch darauf hinweiſen, daß ein Vorklang dieſer Stimmung und dieſer Situation immerhin gefunden werden kann in den nächtlichen Geſpenſtern, die den Reiter beim Nachtritt zur Liebſten begleiten in „Willkommen und Abſchied“:

Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Rieſe da,
Wo Finſternis aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Mut ꝛc.

Wir ſehen auch hier, wie die Nacht verſucht, den Menſchen in ihre Gewalt zu bekommen, indem ſie das Natürliche verzerrt, Geſpenſter ſchafft. Hier gelingt es ihr nicht. Das durch die Liebe geſteigerte Daſeinsgefühl wird ihrer Herr und empfindet ſogar das Dämoniſch-Spukhafte als Kontraſt zur eignen Stimmung, als einen Reiz

Digitized by Google

der Situation mehr; während im „Erlkönig", trotzdem da ja eine zweite Perſon — der Vater — eingreift, um durch nüchterne Verſtandesoperationen die erregte Phantaſie zu beruhigen, die Zerrbilder in Nichts aufzulöſen, das ganz in Phantaſie aufgehende Kind vom Grauen verſchlungen wird. Die Verkörperung dieſes Grauens in der Geſtalt des Erlkönigs, des Elfenkönigs entnahm Goethe der von Herder 1779 in ſeinen Volksliedern aus den däniſchen Kjämpeviſer mitgeteilten Ballade „Erlkönigs Tochter": Die Begegnung Herrn Olafs mit Erlkönigs Tochter:

Herr Olaf reitet ſpät und weit,
Zu bieten auf ſeine Hochzeitsleut,

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand

‚Willkommen, Herr Olaf, was eilſt von hier
Tritt her in den Reigen und tanz mit mir!'

Er weigert den Tanz:

‚Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Früh morgen iſt mein Hochzeitstag.'

Nun bietet ſie ihm:

‚Zwei güldne Sporen ſchenk ich dir'

Und

‚Ein Hemd von Seide ſo weiß und fein
Meine Mutter bleicht es mit Mondenſchein.'

Seine Antwort bleibt aber:

‚Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag ꝛc.'

Digitized by Google

Sie bietet ihm Gold:

‚Hör an, Herr Olaf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes ſchenk ich dir.‘

‚Einen Haufen Goldes nähme ich wohl,
Doch tanzen ich nicht darf noch ſoll!‘

Da das letzte:

‚Und will Herr Olaf nicht tanzen mit mir,
Soll Seuche und Krankheit folgen dir.‘

Sie tät einen Schlag ihm auf ſein Herz,
Noch nimmer fühlt' er ſolchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf ſein Pferd:
‚Reit heim zu deinem Fräulein wert.‘

Er kommt nach Haus, ſeine Mutter fragt ihn angſtzitternd:

‚Hör an mein Sohn, ſag an mir gleich,
Wie iſt dein Farbe ſo blaß und bleich.‘

Und als am folgenden Morgen die Braut kommt:

Die Braut hob auf den Scharlach rot,
Da lag Herr Olaf und er war tot.

Daß dies Gedicht ſtofflich und rhythmiſch Goethes „Erlkönig“ ſtark beeinflußt hat, iſt ja klar. Ebenſo klar aber auch, wie anders Goethe dem gefundenen und benutzten Motiv gegenüberſteht.

In „Erlkönigs Tochter“ iſt das Dämoniſche allein die begehrende Leidenſchaft des geſpenſtiſchen Weſens, die Untreue begehrt und ſich für das Verſagen rächt mit

Digitized by Google

den Worten „Reit heim zu deinem Fräulein wert". Nun iſt intereſſant, wie demgegenüber Goethe das Dämoniſche ganz in die Verkörperung einer Elementargewalt gelegt hat; es iſt das perſonifizierte Grauen, der Schrecken, der aus dem Erlkönig ſpricht: Was aus der Nacht für Stimmen kommen und das Herz beklemmen und verwirren, das iſt in dieſe grauliche Zwieſprache zuſammengedrängt.

Die Technik der Goethiſchen Ballade der älteſten Zeit iſt ſcheinbar unendlich einfach; ſie ſchließt ſich eng an den Typus der ſangbaren Volksballade an, wie ſie durch Percys Sammlung und durch die von Goethe und Herder ſelbſt aufgeſpürten im deutſchen Volksmund umgehenden Balladen vermittelt wurde.

Als vollendetſter Typus dieſer Gattung wird aber immer die alte gewaltige ſchottiſche Ballade „Edward" gelten müſſen, das grauſige Zwiegeſpräch zwiſchen der verbrecheriſchen Mutter und dem ſchuldigen Sohn. Nur Frage und Antwort und dazwiſchen als Kehrreim ein dumpfſtöhnender Klagelaut:

„Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo rot
Edward, Edward?
Dein Schwert, wie iſt's von Blut ſo rot
Und gehſt ſo traurig her? O!"
O, ich hab' geſchlagen meinen Geier tot
Mutter, Mutter!
O, ich hab' geſchlagen meinen Geier tot
Und keinen hab ich wie er — O!

Digitized by Google

„Deines Geiers Blut iſt nicht ſo rot,
Edward, Edward!
Deines Geiers Blut iſt nicht ſo rot,
Mein Sohn, bekenn' mir frei! O!"
O, ich hab geſchlagen mein Rotroß tot,
Mutter, Mutter!
O, ich hab geſchlagen mein Rotroß tot,
Und 's war ſo ſtolz und treu. O!

„Dein Roß war alt, und haſt's nicht not,
Edward, Edward!
Dein Roß war alt und haſt's nicht not,
Dich drückt ein andrer Schmerz — O!"
O, ich hab' geſchlagen meinen Vater tot,
Mutter, Mutter!
O, ich hab' geſchlagen meinen Vater tot,
Und weh, weh iſt mein Herz — O!

„Und was für Buße willſt du tun,
Edward, Edward?
Und was für Buße willſt du tun?
Mein Sohn bekenn' mir mehr — O!"
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Mutter, Mutter!
Auf Erden ſoll mein Fuß nicht ruhn,
Will gehn fern übers Meer — O!

Digitized by Google

„Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
Edward, Edward!
Und was ſoll werden dein Hof und Hall?
So herrlich ſonſt und ſchön — O!"
Ich laß es ſtehn, bis es ſink und fall',
Mutter, Mutter!
Ich laß es ſtehn, bis es ſink und fall,
Mag nie es wiederſehn — O!

„Und was ſoll werden dein Weib und Kind,
Wenn du gehſt übers Meer? — O!"
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln drin,
Mutter, Mutter!
Die Welt iſt groß, laß ſie betteln drin,
Ich ſeh ſie nimmermehr — O!

„Und was willſt du laſſen dein Mutter teur',
Edward, Edward!
Und was willſt du laſſen deiner Mutter teur'?
Mein Sohn das ſage mir — O!"
Fluch will ich euch laſſen und hölliſch Feu'r,
Mutter, Mutter!
Fluch will ich euch laſſen und hölliſch Feu'r,
Denn ihr, ihr rietet's mir! — O!

Wir haben hier ohne Einleitung und Ausklang, ohne jede Zeile der Schilderung nur Dialog; und doch wachſen in Frage und Antwort ſichtbar, leibhaftig vor unſern Augen die Geſtalten von Mutter und Sohn.

Digitized by Google

Alles, was zuvor geſchehen, wird lebendig: die Entwicklung der Schuld, das Säen des verbrecheriſchen Gedankens in die Seele des Sohnes, der innere Kampf des Mörders vor der Tat, die Hetz- und Stachelpeitſche des dämoniſchen Weibes, die Tat, die nagende, wortloſe Reue des Mörders, der diaboliſche Triumph der Mutter, die in gierigen Fragen ihm das Geſchehene aus der Seele holt, und die, gleich fern von Reue über die Tat wie von Mitleid mit dem unſeligen Werkzeug, deſſen ſie ſich bedient, ihr Verbrechen krönt durch die grauenvolle Schamloſigkeit der ſchmeichelnden Endfrage: „Und was willſt du laſſen deiner Mutter teu'r?“ Man denke ſich dieſes furchtbare Gemälde menſchlicher Schuld vorgetragen in der Halle, von dem Sänger, der halb ſingend, halb ſprechend das Zwiegeſpräch dramatiſch zu beſeelen weiß, der es verſteht, auch im Vortrag dieſe wunderbare Steigerung von der erſten witternden Frage des unheimlichen Weibes, das den Blutgeruch ſpürt, bis zu dem, man kann faſt ſagen, erlöſenden wilden Ausbruch des Schuldbeladenen im Fluch gegen die Urheberin der Schuld, heraus zu arbeiten, man denke ſich, ſage ich, das ſo vorgetragen, und man muß ſagen, daß es kaum eine Kunſtform geben kann, die gewaltiger die Phantaſie anregt und auf ſie wirkt als dieſe.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß dieſer Balladentypus für Goethes „Erlkönig“ Vorbild geweſen iſt; ich laſſe dabei dahin geſtellt, ob es ſich um eine bewußte Nachbildung der als wirkungsvoll erkannten

Digitized by Google

Form handelt, oder ob eine unbewußte Beeinflussung vorliegt.

Nur eine kleine Änderung hat er sich durch die Einleitungs- und die Schlußstrophe erlaubt. Nehmen wir diese weg, so haben wir nur Dialog, wechselnd geführt von dreien, und dieser Dialog enthält alles, was wir zu wissen brauchen. Er spiegelt nicht nur die Stimmung, die Vorgänge, die sich im Innern der Handelnden abspielen, wider, sondern auch das Tatsächliche, was wir wissen müssen. Die rein erzählende Eingangs- und Schlußstrophe sind nur wie Ouvertüre und Finale, die die Aufmerksamkeit wecken, die Stimmung des Kommenden vorbereiten, oder die Stimmung des Vergangenen ausklingen lassen. Für das Verständnis unbedingt notwendig sind sie nicht.

Denn daß es Nacht ist, in der der Ritt stattfindet, verrät das Gespräch. Daß das Paar zu Pferde sitzt, ist freilich im Dialog nicht ausgedrückt, es ist dies aber auch nur ein begleitender Umstand, der für die Anschaulichkeit der Situation ganz nebensächlich ist.

Was aber wichtig ist und sofort in die Lage hinein versetzt, enthält gleich die erste Frage des Vaters:

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?

und die Antwort des Sohnes:

Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?'

und der beruhigende Zuspruch:

Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

Digitized by Google

Da iſt die einſame Heide im Nebel, da der Vater, an den ſich ängſtlich der Knabe ſchmiegt, da das geſpenſtiſche Schreckbild des Erlkönigs, da auch gleich der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen dem angſtgefolterten Knaben und der männlichen Ruhe und Zuverſicht des Vaters, dieſer Gegenſatz, der der Situation entſprechend, je mehr die Dichtung fortſchreitet, ſich vermindert: die Unruhe und Angſt des Kindes teilt ſich allmählich dem Vater mit:

Zuerſt:

Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif.

Dann ſchon lebhafter, mit der doppelten Ruhemahnung:

Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;

bis ſchließlich aus dem haſtigen:

Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh es genau,
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau —

ſchon das Grauſen herausklingt, von dem die letzte Strophe berichtet.

Digitized by Google

V.

Auf die beiden Balladen, die, wie wir ſahen, dem Mondlied angereiht ſind, um ihres naturſymboliſchen Gehaltes willen und nicht etwa, weil ſie an dieſer Stelle beſtimmt waren, den epiſchen Faden, den wir ja durch die Ausgabe von 1789 verfolgen, weiter zu ſpinnen, folgt eine Gruppe von vier kleineren Gedichten, die auch dem, der auf derartige Zuſammenhänge zu achten nicht gewohnt iſt, ſich ſofort als eine geſchloſſene Einheit darſtellen, und die zugleich dicht heranrücken an „Jägers Abendlied“ und „An den Mond“.

Von beiden letzterwähnten habe ich im Gegenſatz zu der landläufigen Meinung den Nachweis zu führen verſucht, daß ſie nicht retroſpektiv empfunden ſind, ſondern Gegenwartsdichtung und Zukunftsdichtung darſtellen. „Jägers Abendlied“ iſt nicht Abſchiedſtimmung, Ausklang der Liebe zu Lili, ſondern Vorklang der Liebe zu Frau von Stein. Und in der lebendigſten Vergegenwärtigung des Glücksgefühls dieſer Liebe, aus der Seele

Digitized by Google

der Geliebten heraus, wurzelt, wie ich nachzuweiſen verſuchte, das Gedicht „An den Mond".

Das erſte Gedicht der nun folgenden Gruppe, „Einſchränkung" überſchrieben, läßt die zweite Saite anklingen, die mit der erſten zuſammen für den Goethe der Weimarer Zeit bis zur italieniſchen Reiſe den Grundakkord des Lebens abgab. Eine Reihe von lyriſchen Augenblicksbildern, die gleich den vorhin erwähnten wie eine Illuſtration zu der Gedankenwelt und Seelenſtimmung, wie ſie in der „Zueignung" zu Worte kommt, gelten können, die dem Schauplatz und den Erlebniſſen ihren Urſprung danken, deren Wirkung auf Goethe wir retroſpektiv bereits aus dem Gedicht „Ilmenau" kennen gelernt haben. Wenn es dort hieß:

Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht imſtande ſelbſt zu ſagen,
Woher ich ſei, wer mich hierher geſandt;
Von fremden Zonen bin ich her verſchlagen
Und durch die Freundſchaft feſtgebannt

ſo hören wir dieſelbe Melodie, wenn auch in anderer Tonart aus der

Einſchränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieſer engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeſſ' ich doch, vergeſſ' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet;
Und ach, ich fühle, nah und fern
Iſt mir noch manches zubereitet.

Digitized by Google

O, wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Noch ſchärfer und deutlicher aber tritt die perſönlichſte Beziehung auf den fürſtlichen Freund und damit der innigſte Zuſammenhang mit „Ilmenau“ hervor in der urſprünglichen Faſſung des Gedichts, wie Goethe es mit der bezeichnenden Überſchrift „Schickſal“ im Auguſt 1776 („hier ein paar Zeilen reinen Gefühls auf dem Thüringer Walde, geſchrieben den 3. Auguſt Morgends unter dem Zeichnen“) an Lavater ſandte:

Schickſal.

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieſer engen kleinen Welt
Mit leiſem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergeſſen hier
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet,
Und, ach ich fühls, im ſtillen werden wir
Zu neuen Szenen vorbereitet,
Du haſt uns lieb, du gabſt uns das Gefühl:
Daß ohne dich wir nur vergebens ſinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du haſt für uns das rechte Maß getroffen
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Digitized by Google

Dieſem Eingangsakkord folgt ein Dreiklang der Gefühle und Stimmungen, die für jene Weimarer Tage ſo charakteriſtiſch ſind, und die ja alle in dieſem erſten Gedicht ſchon angeſchlagen ſind:

Hoffnung.

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es ſind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, dieſe Bäume
Geben einſt noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun, gezweifelt iſt genug.
Willſt du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun ſo mach mich klug!

Mut.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnſten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du ſiehſt,
Mache dir ſelber Bahn!

Digitized by Google

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Es iſt ein Mann, der ſpricht, Arbeit des Mannes mit Blick auf ferne Zukunft, Sorge des Mannes, der vom Leben gelernt hat, nicht mehr das reine Glück zu erwarten oder zu fordern, der das Glück ſucht und findet, in der Beherrſchung und in der Benutzung auch des Gegenwindes, und ſchließlich Mut des Mannes, der wenn es ſein muß, dem gütigen Geſchick und eigener Kraft froh vertrauend, ſeines Wertes bewußt in der Enge und aus der Enge heraus ſich ſein Schickſal ſucht und bildet.

Das letzte Gedicht hat aber, an dieſer Stelle angereiht, noch eine ganz beſondere Bedeutung. Es ſchließt nicht nur jene durch „Einſchränkung" erweckten Gedankengänge ab, ſondern es gibt auch einen Einleitungsakkord zu den folgenden Gedichten und bekommt dadurch einen Sinn und eine perſönliche Beziehung, die ihm urſprünglich nicht eigen waren.

Es folgt nämlich ein Strauß von Liebesliedern, abſichtlich offenbar bunt gemiſcht, Tiefſtes und Zarteſtes neben neckiſch Frivolem, Urlaute großer Leidenſchaft neben Eintagsliebeslaunen, anmutiger Zeitvertreib zur Freude der Sinne neben Ewigkeitsgefühl zu den Sternen emporhebender Liebe. Chriſtiane Vulpius und römiſch-italieniſche Reminiszenzen und dazwiſchen ein paar aus der Zeit

Digitized by Google

des reinſten Glücks ſtammende intimſte Liebesbekenntniſſe an Frau von Stein.

Aber nicht die Liebe, ſondern der Zorn und die Erbitterung haben dieſen Strauß geflochten. Unmittelbar unter dem friſchen Eindruck des Bruches mit Frau von Stein, die ihrer Empörung über ſeine Beziehungen zu Chriſtiane den deutlichſten Ausdruck gegeben, hat er er dieſe Anordnung vorgenommen, in der Chriſtiane ebenbürtig, gleichwertig neben ihr erſcheint.

Es liegt darin eine Grauſamkeit, um keinen ſtärkeren Ausdruck zu gebrauchen, die zu Goethes ganzem ſonſtigen Weſen nicht paßt, und die uns eben deutlicher als irgend etwas anderes erkennen läßt, was der Bruch mit Frau von Stein für ihn bedeutete. Dieſer ſelbſt war, wie die Dinge lagen, notwendig — ſie konnten ſich beide nicht mehr verſtehn — aber er ſchlug ihm auch eine Wunde, von der er nie wieder geneſen ſollte. Und in dem wütenden Schmerz darüber führte er jenen Streich, der die einſtige Freundin ins Herz treffen und auf den Tod verwunden mußte, und der es mehr als begreiflich macht, daß ſie die Frau, um derentwillen ſie das erlitten, gehaßt hat bis zum letzten Atemzug. Es iſt faſt unbegreiflich, daß, ſoweit ich ſehe, niemand bisher dieſe Sammlung für das Erfaſſen der Seelenſtimmung Goethes nach der Rückkehr aus Italien entſprechend verwertet hat, vor allem auch, daß keiner ſich vergegenwärtigt hat, welche Qualen und welches Gefühl tiefſter Scham Frau von Stein zerriſſen haben müſſen, als ſie die intimſten Bekenntniſſe ihres Liebes-

Digitized by Google

glücks eingereiht fand unter die frohlichen Gelegenheitsdichtungen heiterſten Sinnengenuſſes, die ihm der Liebesfrühling mit Chriſtiane gewährte; ſie verſtand nun die beſondere Pointe, die an dieſer Stelle das Gedicht „Mut“ für ſie hatte: „Sorglos über die Fläche weg“ und das ſtolze Selbſtvertrauen, das aus dem „Eislebenslied“*) einſt auch ihr Mut in die Seele gelacht:

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

klang nun wie bittrer Hohn, den der Schlußakkord, der die Sammlung noch ſteigerte:

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen von, mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſein: ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Eröffnet wird die Reihe durch eine Reminiszenz aus dem Vorfrühling des Liebesglücks mit Frau von Stein:

Liebebedürfnis.

Wer vernimmt mich? ach, wem ſoll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?

*) Das war die urſprüngliche Überſchrift des Gedichtes „Mut“.

Digitized by Google

Ach die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt geſpalten, und ſie ſchmerzt erbärmlich.
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie feſter
Sich des Freunds verſichernd ihn genöſſe:
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und lieblos mir begegnen.

Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lindrung ſchaffen.
Ach was will das helfen, miſcht die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams drunter?

Das jubelnde Glück ſinnlichen Genießens, das hier nur wie durch einen Schleier durchſcheint, tritt übrigens ungleich draſtiſcher und perſönlicher zutage in der erſten Faſſung des Gedichts, wie er es am 2. November 1776 an Frau von Stein ſchickte mit der Überſchrift: „An den Geiſt des Johannes Secundus".

Dieſer Erotiker des ſechzehnten Jahrhunderts, deſſen „Baſia" unter anderen auch Johann Chriſtian Günther zu Überſetzungen und Nachahmungen gereizt hatten, war Goethe tags zuvor unter die Hände geraten; die heitere Sinnlichkeit, die er ausſtrahlte, hatte ihn entzückt, und aus Secundus Sinn und Geiſt ward dann jenes Gedicht geboren,

Digitized by Google

in dem die literariſche Anregung Stil, Form und Farbe und das perſönlichſte Erlebnis den tieferen Grundton abgaben.

Ihm iſt angereiht, wohl wegen verwandten Stimmungsgehalts, ein Augenblicksbildchen aus römiſch-italieniſchen Tagen:

Anliegen.

O ſchönes Mädchen du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die du an's Fenſter trittſt,
Auf dem Balkone ſtehſt!
Und ſtehſt du wohl umſonſt?
O ſtündeſt du für mich
Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie ſchnell ſpräng' ich hinauf!

Und ebenſo iſt verwandtem Stimmungsgehalt zuliebe daran angereiht eines der erſten Erotika auf Chriſtiane Vulpius aus dem Hochſommer 1788:

Morgenklagen.

O du loſes, leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpanneſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?
Drückteſt doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, liſpelteſt ſo lieblich:
„Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube."

Digitized by Google

Angelehnet ließ ich meine Türe,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel;
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken, wie ich denke,
Hätte ſie Gefühl, wie ich empfinde,
Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
Würde ſchon in dieſer Stunde kommen."

Hüpft' ein Kätzchen oben über'n Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht was, im Hauſe,
Immer hofft' ich, deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

Digitized by Google

„Iſt es ihre Türe? Wär's die meine!"
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Türe,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich ſchon des Nachbars Türe gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Tor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Türen, klapperten die Tritte;
Und ich konnte wie vom ſchönen Leben
Mich noch nicht von meiner Hoffnung ſcheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenſter traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, ſehnſuchtsvollen Atem
Mit der kühlen Morgenluft zu miſchen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun biſt du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Digitized by Google

Kein tieferer Ton iſt angeſchlagen, keine Leidenſchaft ſprüht, nur Liebesverlangen, rein ſinnlich; dies aber in anmutigſter Form. Ein negatives Liebesabenteuer eines enttäuſchten Liebhabers, dem doch nicht der Zorn die Feder führt, ſondern der ſelbſt dieſe verfehlte Hoffnung nicht ohne ein wenig Selbſtironie künſtleriſch in allen ihren Stadien — vom falſchen Verſprechen über alle Staffeln der fiebernden Erwartung mit den wechſelnden Farben und Tönen des ſcheidenden Tages der Nacht, des erwachenden Morgens — zu verklären und uns an ihr beluſtigt teilnehmen zu laſſen vermag.

Es iſt ein Enttäuſchter, aber kein Betrogener, und durch die Klage und Anklage: „O du loſes, leidigliebes Mädchen" klingt die ſichere Zuverſicht durch: „Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Warte nur, balde!"

Und dieſen hier unausgeſprochen durchklingenden Gedanken faßt das folgende Gedicht in Wort und Bild:

An ſeine Spröde.

Siehſt du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume;
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüten kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,

Digitized by Google

Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle,
O fall' in meinen Schoß!

Das Glücksgefühl der Erhörung atmet das folgende Gedicht „Der Becher", aber es iſt an eine andere Adreſſe gerichtet, an Frau von Stein:

Der Becher.

Einen wohlgeſchnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig ſüßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich ſitzen,
Und er lächelte beſcheidenweiſe,
Als den Unverſtändigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein ſchöneres Gefäße,
Wert, die ganze Seele drein zu ſenken;
Was gelobſt du, wenn ich dir es gönne,
Es mit anderm Nektar dir erfülle?"

O, wie freundlich hat er Wort gehalten,
Da er, Lida, dich mit ſanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfaſſe
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balſam koſte,
Selig ſprech' ich dann zu meinem Geiſte:

Digitized by Google

Nein, ein ſolch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch beſeſſen!
Solche Formen treibet nie Vulkanus
Mit den ſinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältſten, klügſten ſeiner Faunen
Ausgeſuchte Trauben keltern laſſen,
Selbſt geheimnisvoller Gärung vorſtehn:
Solchen Trank verſchafft ihm keine Sorgfalt!

„Der Becher" iſt zugleich der Eingangsakkord zu einer Gruppe von vier Gedichten, die alle an Frau von Stein gerichtet ſind, die auch alle zeitlich ſehr nahe zuſammen gehören; drei ſtammen aus dem Herbſt 1781, eines aus dem Frühling 1782. „Der Becher", der den Reigen eröffnet, iſt auch nach der Entſtehungszeit das erſte, es ſtammt aus der letzten Septemberwoche des Jahres 1781. Im Tiefurter Journal, in dem es zuerſt eine Stelle fand, trug es die Aufſchrift: „Aus dem Griechiſchen". Es ſollte zunächſt wohl nur damit die perſönliche Beziehung verhüllt werden, aber inſofern war auch, wie von Löper richtig bemerkt, Wahrheit darin, als in der Tat dies Gedicht nicht nur im Geiſt Anakreons konzipiert iſt, ſondern auch direkt als Gegenſtück zu einem der Anakreontea gelten kann, in dem Anakreon dem Hephäſtos den Auftrag gibt, einen ſchönen Becher zu bilden.

Die eigentümlich ſinnliche Symbolik iſt aber ganz Goethes alleiniges Eigentum. Eben dieſe Symbolik, in

Digitized by Google

ihren weichen, andeutenden, ahnungsvollen Konturen stellt auch dem diskretesten Versuch einer Auslegung im Einzelnen unübersteigliche Schranken in den Weg, vor denen gerade der verständnisvolle Leser von selbst Halt macht. Es ist die Geheimsprache der Liebe, die sich nicht übersetzen läßt, ohne das zu zerstören, was den Zauber des Gedichtes ausmacht, und das persönliche intime Erlebnis verklärt zum Kunstwerk.

Ebenso wie „Der Becher" sind die folgenden Gedichte „Nachtgedanken", „Ferne", „An Lida" Bekenntnisse eines glücklich Liebenden, von einer Zartheit und einer Innigkeit, die in dem Leser unwillkürlich Sehnsucht und Sympathie erregen:

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückselige Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reise habt ihr schon vollendet,
Seit ich, weilend in dem Arm der Liebsten,
Euer und der Mitternacht vergessen.

Ferne.

Königen, sagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längern Arms weithinaus fassende Kraft.

Doch auch mir dem Geringen, verlieh er das fürſtliche Vorrecht:
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida, mir feſt.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein;
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

In den „Nachtgedanken" aus dem vollſten Glücksgefühl heraus die Zwieſprache mit den raſtlos über den nächtlichen Himmel wandelnden Sternen: „Die ihr ſchön ſeid und ſo herrlich ſcheinet" — ein Seitenſtück zu den Mondliedern früherer Tage; Einsgefühl mit der Natur und Kontraſt mit der eigenen Situation in wundervoller Prägnanz zum Ausdruck bringend, und die künſtleriſche Pointe der Überraſchung in den zwei Schlußverſen faſt raffiniert herausgearbeitet.

Aber es iſt ein im geheimen Liebender, der hier ſpricht, einer, der ſein Glück verbergen muß, und der infolge-

Digitized by Google

deſſen in der Entfernung von der Geliebten, wo nur die Gedanken ſich begegnen und die Seelen ſich zärtlich umfangen, das Glück faſt ſtärker und beſeligender empfindet als in der Nähe, im Beiſammenſein, wo das eigentliche wahre Gefühl nicht zum Ausdruck kommen darf. Dies Naheſein in der Ferne kommt in „Ferne“ und „An Lida“, das Ferneſein in der Nähe in dem folgenden Gedicht

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menſchen ſind,
Das ſchlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich dich an deinen Küſſen wieder.

zum Ausdruck.

Durch alle dieſe Laute und Töne aber pulſiert der Herzſchlag des glücklich ſchrankenlos Genießenden kraftvoll und harmoniſch.

Digitized by Google

VI.

Aus dem Kreis der individuellen Erlebniſſe treten wir nun heraus, und in der „zweiten Sammlung“ *) eröffnet ſich die weite Perſpektive auf die Menſchheit.

Was die Welt da draußen in das Herz des Dichters hineinträgt, was von ihr ſich darin widerſpiegelt an Bildern, in ihm widerklingt von Fragen über Zeitliches und Ewiges, Ethiſches und Äſthetiſches, das iſt in den Gedichten der „zweiten Sammlung“ zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt; es fehlt aber hier der epiſche Faden: die Anordnung iſt nur bedingt durch Gedankenzuſammenhänge.

So reizvoll es nun an und für ſich wäre, auf dieſem Wege den Gedankengängen und Stimmungsverknüpfungen des Dichters Schritt für Schritt zu folgen, und den Aufbau auch dieſer zweiten Sammlung im Ganzen wie in ſeinen Teilen ſich als einheitlich kom-

*) Vgl. oben S. 54.

Digitized by Google

poniertes Kunſtwerk lebendig zu veranſchaulichen, ſo glaube ich doch die beſondere Aufgabe, die ich mir hier geſetzt, befriedigender löſen zu können, wenn ich darauf verzichte, mich weiter an die Marſchroute, wie ſie die Ausgabe von 1789 gibt, zu halten und vielmehr eigene Wege einſchlage, wobei allerdings gelegentlich die Anordnung der Göſchenſchen Ausgabe für die Aufdeckung innerer Bezüge zwiſchen den einzelnen Dichtungen uns Fingerzeige geben mag.

In der Sammlung ſtehn zuſammen „Harzreiſe im Winter", „An Schwager Kronos" und „Seefahrt". Dieſe Gruppe möchte ich hervorheben, aber ſie in etwas anderer Folge behandeln und zugleich ſie um einige andere vermehren. Es handelt ſich um eine Gruppe, die verbunden iſt durch das Gemeinſame der Art, wie die Naturempfindung Goethes darin zum Ausdruck kommt, und dann dadurch, daß es ſich hier um ganz intime Konfeſſionen, lyriſche Selbſtgeſpräche handelt, die, ſo ſchön und vollgehaltig ſie ſind, eben wegen der beſonderen intimſten Beziehungen, die bei der endlichen künſtleriſchen Geſtaltung nicht ausgeſchmolzen und getilgt ſind, dem Verſtändnis und dem Genuß gewiſſe Schwierigkeiten bereiten, alſo eine Erklärung gewiſſermaßen herausfordern, und die doch auch wieder den, der ſich eine ſolche zu geben anſchickt, zur Beſcheidenheit und Vorſicht mahnen, daß er nicht aus einem Ausleger ein Unterleger werde.

Goethe ſelbſt hat, als zu ſeinen Lebzeiten an einem

Digitized by Google

dieſer Gedichte, „der Harzreiſe", von einem Schulmann eine ſolche Erläuterung unternommen wurde, auf die Grenzen, die dabei jedem ſolchen Verſuch geſteckt ſind, ebenſo freundlich wie deutlich hingewieſen, und er hat dann ſeinerſeits eine Auslegung gegeben, die durch die Aufdeckung der ganz beſonderen perſönlichen Beziehungen, die in der Dichtung miteinander verflochten ſind, das Ganze in einer Weiſe von innen heraus durchleuchtet und erhellt, daß dadurch erſt der allgemeine Gedankengehalt, „der innere höhere Sinn", wie er es nennt, in ſeiner blutwarmen Menſchlichkeit uns ſich offenbart und für unſere eigene Empfindung den Gehalt eines perſönlichen inneren Erlebniſſes bekommt.

Und da wir nun ja in den rund achtzig Jahren, die ſeit Goethes Tod verfloſſen ſind, dank einer oft in ihren Erſcheinungsformen alles eher als erfreulichen Maulwurfstätigkeit emſigſter Spezialforſchung glücklich ſo weit gekommen ſind, daß wir es faſt beſſer ſagen können als Goethe ſelbſt, was und wie er an beſtimmten Tagen und zu beſtimmten Zeiten empfunden und gedacht, da wir durch die erdrückende Fülle des tatſächlich biographiſchen Materials und durch die Erſchließung Goethiſchen Weſens, die ſeine Briefe uns gegeben haben, ihm bis zu einem früher kaum für möglich gehaltenen Grade nahe gerückt ſind, ſo iſt es wohl nicht Vorwitz, wenn wir verſuchen, gerade dieſe Bekenntniſſe, die allein oder vorwiegend aus der Kenntnis der perſönlichſten Beziehungen ihr Licht empfangen, uns auch ſo nahe zu bringen

Digitized by Google

ſuchen, nicht um dadurch — die Gefahr liegt ja nahe — die reine Poeſie zur Proſa herabzuziehen, ſondern durch dieſe Durchleuchtung in dem Gedicht heimiſch zu werden.

Das erſte iſt

Wanderers Sturmlied.

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßenſturm
Entgegen ſingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalion's Flutſchlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt die wollnen Flügel unterſpreiten,
Wenn er auf dem Felſen ſchläft,
Wirſt mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Digitized by Google

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt im Schneegeſtöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn ſich Muſen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umſchwebet mich, ihr Muſen,
Ihr Charitinnen!
Das iſt Waſſer, das iſt Erde
Und der Sohn des Waſſers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Ihr ſeid rein, wie das Herz der Waſſer,
Ihr ſeid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umſchwebt mich, und ich ſchwebe
Über Waſſer, über Erde,
Göttergleich.

*

Soll der zurückkehren,
Der kleine, ſchwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend erwärmend Feuer?
Der kehren mutig?
Und ich, den ihr begleitet,
Muſen und Charitinnen alle,

Digitized by Google

Den alles erwartet, was ihr,
Muſen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll mutlos kehren?

Vater Bromius!
Du biſt Genius,
Jahrhunderts Genius,
Biſt, was innre Glut
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll iſt.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb'=Apollen;
Kalt wird ſonſt
Sein Fürſtenblick
Über dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann?

Digitized by Google

Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, dich ſtrömt mein Lied
Und kaſtaliſcher Quell
Rinnt, ein Nebenbach;
Rinnet Müßigen,
Sterblich Glücklichen
Abſeits von dir,
Der du mich faſſend deckſt,
Jupiter Pluvius!
Nicht am Ulmenbaum
Haſt du ihn beſucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Roſ' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmatmende Gottheit!
Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßteſt du ihn,
Den Blumen=ſingenden,
Honig=lallenden,
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder raſſelten,
Rad an Rad raſch um's Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitſchenknall,
Und ſich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg herab
Kieſelwetter ins Tal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Mut. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmliſche Macht!
Nur ſo viel Glut,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Wer zuerſt unvorbereitet an dies Gedicht herantritt, wird die Empfindung haben, er ſtehe vor einem Haus mit verſchloſſenen Türen und verhangenen Fenſtern.

Da iſt es denn vielleicht gut, eines anderen Goethiſchen Gedichtes ſich zu erinnern, das dieſen Zuſtand im Auge hat:

Gedichte ſind gemalte Fenſterſcheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche herein,
Da iſt alles dunkel uud düſter;
Und ſo ſieht's auch der Herr Philiſter;
Der mag dann wohl verdrießlich ſein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Digitized by Google

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle!
Da iſt's auf einmal farbig helle,
Geſchicht' und Zierrat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen!

Wer gibt nun hier den Schlüſſel?

In „Dichtung und Wahrheit" im zwölften Buch erzählt Goethe von der Verzweiflung und den Reuequalen, die ſich ſeiner bemächtigten, als er auf ſeinen ſchriftlichen Abſchied Friederikens Antwort erhalten, ſie „zerriß mir das Herz," ſagt er, „ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet, und ſo war die Epoche einer düſteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchſt peinlich, ja unerträglich." Er ſucht Beruhigung für ſein Gemüt „unter freiem Himmel, in Tälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern." Man nennt ihn deshalb im Freundeskreis „den Wanderer". „Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwiſchen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern ..... Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs ſang ich mir ſeltſame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig iſt. Ich ſang dieſen Halbunſinn leidenſchaftlich vor mich hin, da mich ein ſchreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte."

Digitized by Google

Mit dieſen Mitteilungen, die allerdings die Entſtehungszeit feſtlegen — Frühling 1772 — iſt für das innere Verſtändnis noch nichts gewonnen; es iſt nur die allgemeine Situation umſchrieben, die ſich beim erſten Leſen und Hören von ſelber ergibt.

Um des Gedichtes innerlich Herr zu werden, müſſen wir uns alſo nach anderen Mitteln und Wegen umtun.

Von außen kommen wir ihm nicht bei, das iſt ſicher. Alſo mitten hinein.

Mit hinaus auf die Landſtraße in den eiſigen Frühjahrswind, der bald Hagel, bald Regentropfen dem einſamen Wanderer, der die Straße bergauf dem Wind entgegen ſchreitet, ins Geſicht treibt. Frühlingsahnen iſt in der Luft trotz Schloßenſturm; Frühlingsahnen und ſchwellende Frühlingsjugendkraft in der Seele des Einſamen, der mit nach innen gerichtetem Blick ſeines Weges zieht. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Reue, Zweifel, Kraftgefühl, Mut, Hoffnung, Vertrauen ringen miteinander. Aus der weiten Ferne klingt das Lied vom wilden Knaben: „Röslein, Röslein, Röslein rot, Röslein auf der Heiden!“ Aber tief im Herzen klingt etwas Anderes: eine große, gewaltige, leuchtende Freudigkeit, die aus dem Werdenden kommt, die im jubelnden Geſang ſich Luft macht:

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.

Digitized by Google

Und im selben Augenblick sind auch die äußeren Sinne wieder wach, hinauf zum Himmel schweift das Auge und lauscht das Ohr: Im treibenden Hagelgewölk ein Vogellaut, ein Lerchenton:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche,
Du da droben!

Menschenstimme und Vogellaut schweben empor in die unendliche Höhe. Und mit dem Ton trägt der Genius empor, der Genius, der gottgesandte, der Genius, der Gott gleich macht. Unter den Füßen sieht er den spritzenden Schlamm, er achtet ihn nicht, der haftet nicht an ihm:

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln.

Götter sind nah, Götter sind da, Gottähnlichkeit! Er sieht ihn schreiten, den Pythontöter, den Befreier, den Erlöser Apollo, der über der noch nicht geborenen Menschheit, der über dem Kleinen und Niedrigen und Häßlichen schwebt als Sieger:

Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen

Digitized by Google

Über Deukalion's Flutſchlamm,
Python tötend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Füße, die gleiten wie über weiche Blumen!

In das Heroiſche der Vorſtellung des Pythontöters miſcht ſich die Idee der Verklärung des Friedens, den die Gottheit atmet. Eine andere Perſpektive eröffnet ſich: der Genius als Friedensbringer oder richtiger als Hüter des Friedens; und unwillkürlich — pſychologiſch intereſſant — treten jetzt bibliſche Vorſtellungen und Bilder für einen Augenblick in die Gedankengänge:

Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt die wollnen Flügel unterſpreiten,
Wenn er auf dem Felſen ſchläft,
Wirſt mit Hüterſittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Aber dieſe Stimmung träumeriſcher inniger Sehnſucht, im Schutz des Genius zu ruhen, wird jäh unterbrochen und die Vorſtellung abgelenkt durch die jetzt ins Geſicht wirbelnden Flocken:

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt im Schneegeſtöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn ſich Muſen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Es iſt ein Lachen und Jauchzen überſprudelnden, durch die ſchroffen Kontraſte der Phantaſiewelt und der

Digitized by Google

ſinnlichen Welt geweckten Übermuts, und dazwiſchen wieder feierliche, ernſte, tiefe Akkorde:

Umſchwebt mich, ihr Muſen,
Ihr Charitinnen!

Der Regen peitſcht ihm ins Geſicht; ringsum, ſoweit der Blick reicht, Erde, Ackerland, und unter den Füßen quirlt es: „der Sohn des Waſſers und der Erde", der Schlamm:

Das iſt Waſſer, das iſt Erde,
Und der Sohn des Waſſers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Und die beiden reinen Elemente werden zu Sinnbildern des Weſens ſeiner liebſten Begleiterinnen, der Muſen und Charitinnen:

Ihr ſeid rein, wie das Herz der Waſſer,
Ihr ſeid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umſchwebt mich, und ich ſchwebe
Über Waſſer, über Erde,
Göttergleich.

„Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen"

klagt Fauſt. Auch der Wanderer erfährt es: „über Waſſer, über Erde, göttergleich" ſchwebte er: die Wirklichkeit aber iſt grauſam. Muſen und Charitinnen ſind entflohen, und ein einſamer, müder Menſch ſteht ſchwer-

Digitized by Google

atmend, mißmutig am Wege in Sturm und Unwetter, zweifelnd und zagend, ob er die Wanderung fortſetzen ſoll. Da haftet ſein Auge auf einer kleinen, rührigen Geſtalt, die ſich mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit durch Sturm und Regen den Weg bahnt, wie zum Hohn für den Schützling des Genius, den Liebling der Muſen und Charitinnen, der ſich überlegt, ob er weitergehn ſoll. (Vers 39 ff.)

Doch was hilft es! Der Aufſchwung iſt verloren, die Begeiſterung, der Frühlingsjubelſturm verflogen.

Reflexion drängt ſich vor: Der kleine Erdenmenſch, den nur nach der warmen Herdflamme und dem Trunk Wein gelüſtet, der iſt ſiegreich. Der Geniusſchützling aber iſt trotz Muſen und Charitinnen ihm im Kampf mit dem gemeinen Daſein nicht gewachſen. Denn des Jahrhunderts Genius iſt ein ganz anderer Geiſt. Nicht der Sonnengott iſt der Beſeeler, der Kräfteſpender für das menſchliche Geſchlecht, ſondern Vater Bromius, Bacchus und ſeine Gaben: „Vater Bromius, du biſt Genius“ ꝛc. (Vers 52 bis 58.)

Aber dieſe Selbſtverſpottung des materiellen Jahrhunderts und damit ſeiner ſelbſt, dieſe Nichtachtung der ideellen Mächte, deren Schutzes er ſich eben jauchzend gerühmt, dieſe Nichtachtung, geboren aus dem momentanen, überwältigenden Gefühl phyſiſcher Schwäche und Ohnmacht (die natürlich nicht ſehr ernſt zu nehmen iſt) weicht ſofort einer anderen, erregteren, ernſteren Stimmung.

Das äußerliche Erlebnis — der kleine rührige Bauer, dem die Aussicht auf Vater Bromius Gabe Kräfte gibt — und das eigene physische Ermatten wird zum Symbol höheren Strebens und ernsterer Kämpfe im eigenen Inneren.

Aus der Tiefe der eigenen Seele muß die Flammenglut heiliger Sehnsucht, die an sich schon Kraft ist, auflodern, um den Genius zu locken. Nicht ein künstlich-sich-Hineinversetzen durch äußere Mittel, durch von außen wirkende Kräfte, schafft Leben. Leben entsteht nur da, wo zwei Flammen zusammenschlagen. Und wenn das Feuer in deinem Inneren nicht aus eigener Kraft kommt, suchst du vergebens nach Anregung, nach Begeisterung, nach Befruchtung. („Weh, Weh" usw. Vers 59—70.)

Doch nicht im Sonnenschein, sondern im Regengewölk und im Schloßensturm, im nervenstählenden, die Seele erhebenden trotzigen Kampf mit den Elementen ist dieses Hochgefühl alles überwindender Kraft im Schutz des Genius ihm gekommen.

Die Gottheit, die diese Stunde beherrscht, ist also nicht der Pythontöter Apollo, der Sonnengott. Nein, wie ihm der Regen und der Schnee ins Gesicht peitscht, da lacht seine Seele auf, und jauchzt dem eigentlichen Genius der Stunde, der auch Genius der Jugend ist, die in ihm reißt und wühlt, und die in Kontrasten froh ist:

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,

Digitized by Google

Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!

Wundervoll iſt hier das Derbſinnliche in übermütigſter Laune gemiſcht mit dem Symboliſchen. Der Regen ſtrömt ihm aus Haar und Gewand, er iſt pudelnaß: „Dich, in dem es endet, dich, aus dem es quillt,“ lacht er.

Herbe, friſche Frühlingsſchauer ſingen und wirbeln um ſein Haupt. Und je toller ſie's treiben, deſto wohler, freudiger wird ihm zu Mut: Das iſt Leben, das iſt verkörperte Poeſie, eine ganz neue, eine Poeſie jugendlich ſtürmiſcher Männlichkeit, die am Kampf ihre Freude hat:

Und kaſtaliſcher Quell
Rinnt, ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen
Sterblich Glücklichen
Abſeits von dir,
Der du mich faſſend deckſt,
Jupiter Pluvius!

Wie fern ſind ihm in dieſem Augenblick die idylliſchen Poetenträume erſter Jünglingsjahre, da er im Schwarm der Jünger Anakreons ſich mit Roſen kränzte; er ſieht ihn deutlich in weiter Ferne:

Nicht am Ulmenbaum
Haſt du ihn beſucht,

Digitized by Google

Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Roſ' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmatmende Gottheit!

Fern gerückt ſind ihm auch die Bilder jener idylliſchen Lebensfreude, über der ein ewig heiterer Himmel lacht, wie ſie in ſtillen Stunden aus Theokrits Dichtung ihm freundlich entgegenwinkten. (Vers 92—100.)

Was in ihm wogt und gärt, was ihn reizt, was ihn erfreut, was ihn erhebt, was ihn begeiſtert, das verkörpert ſich ihm in der tatfreudigen Poeſie Pindars. In ihr lebt die „ſturmatmende Gottheit", der in dieſem Augenblick ſeine ganze Seele mit unendlicher Inbrunſt ſich jauchzend hingibt: „Wenn die Räder raſſelten" uſw. (Vers 101—109.)

Zum zweitenmal iſt er durch den Schwung der aus dem Kampf der Elemente geſchöpften freudigen Begeiſterung und Tatenluſt emporgetragen über die Materie:

Glühte deine Seele Gefahren, Pindar,
Mut! —

In demſelben Augenblick aber ſtraucheln und wanken die müden Glieder. Der hochfliegende Geiſt kehrt zur Erde zurück, und wieder kämpft ein müder Wanderer mühſam, keuchend gegen den Sturm. Ein ſchneidender

Digitized by Google

Kontraſt, der aber von der Jugend nicht bitter empfunden wird:

Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmliſche Macht!
Nur ſo viel Glut,
Dort meine Hütte
Dorthin zu waten!

Es iſt kein Verzicht, keine Niederlage. Es klingt ein heiteres Lachen, das dieſen Sieg der körperlichen Schwäche erkennt, der aber nicht als Menſchenlos, tragiſch, ſondern als eine Laune der Gottheit hingenommen wird mit freudigem Vertrauen auf die Zukunft.

Digitized by Google

VII.

Zweierlei iſt für „Wanderers Sturmlied", wie wir geſehen haben, vor allem charakteriſtiſch: die herbe, friſche Vorfrühlingsſtimmung, die durch Nebel und Schloßengewölk die Lerche ſingen hört und die Sonne ahnt, und die im Schutz des Genius, in ſchwellender Tatfreudigkeit zur Gottheit emporſtrebende, mit der Gottheit eins zu werden ſich ſehnende Seelenſtimmung.

Die Naturgewalten, die Elemente ſprechen zur Seele des Dichters nicht als Boten der Gottheit, ſondern als Gott ſelbſt: „Warum nennt mein Lied dich zuletzt? Dich, von dem es begann, Dich, in dem es endet, Dich, aus dem es quillt, Jupiter Pluvius."

Und mehr als das. Dieſe ſturmatmende Gottheit, in deren Anhauch er „alle ſeine Kräfte höher fühlt", die in den Elementen ſich offenbart, ſie wird ihm zu etwas, an dem er ſelber Teil hat, zu etwas, das in ihm aufgeht, wie er in ihm: „Der du mich faſſend deckſt, Jupiter Pluvius".

Digitized by Google

Der Pantheismus des jungen Goethe, wie er in der Geſtalt des Erdgeiſts im „Fauſt“ in ſeiner dogmatiſchen Formulierung, wenn ich ſo ſagen darf, auf der Höhe erſcheint, tritt uns hier in „Wanderers Sturmlied“ zum erſtenmal in Goethes Dichtung entgegen. Eins zu werden mit der Natur und dadurch eins mit Gott, dieſe Sehnſucht zieht ſich durch Goethes ganze Dichtung der erſten ſiebziger Jahre.

Nie war Goethes religiöſes Leben ſtärker als in dieſer Zeit, nie ſuchte ſeine Seele inniger das Göttliche zu erfaſſen, und nie erſchien ihm ſo die Natur ſelbſt als Gott und er ſich als ein Teil der belebten Natur, ſo als Teil der Gottheit, wie in dieſer Zeit. Wie es ja auch in „Wanderers Sturmlied“ ſchon in den Worten zum Ausdruck kommt: „Innre Wärme, Seelenwärme, Mittelpunkt!“

Aus verwandter Stimmung klingt der Schluß des kurz nach „Wanderers Sturmlied“ entſtandenen „Pilgers Morgenlied“:

Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühſt mich;
Beutſt dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Bruſt;
Haſt mir gegoſſen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben,
Und Mut!

Digitized by Google

In vollendetſter und ergreifendſter künſtleriſcher Symbolik kommt dies aber zum Ausdruck in dem aus der vollen Frühlingsſtimmung heraus geborenen Gedicht

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach, an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.

Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Digitized by Google

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Allliebender Vater!

Mit dem Gedicht hat es eine eigene Bewandtnis. Wir können dabei das Gras wachſen *hören* nicht gerade, aber wir können es wachſen *ſehen*: wir können ſehen, wie aus einer poetiſchen Stimmung ein Gedicht wird, wie ein ſeeliſches Erlebnis in einen künſtleriſchen Gedanken umgeſetzt wird, wie die ſinnliche Anſchauung ſich ein Symbol ſucht, um das Höchſte und Tiefſte der durch die Anſchauung geweckten poetiſchen Stimmung zum Ausdruck zu bringen. Nicht etwa, daß wir hier Skizzen oder Entwürfe des Gedichts zur Hand hätten. Nein, hier iſt die Beobachtung ungleich lehrreicher dadurch, daß wir nicht einen bewußt ſchöpferiſchen Akt des Dichters in ſeinen verſchiedenen Stadien belauſchen, ſondern daß wir hier wirklich bis zu den „Müttern" vordringen, zu den geheimſten Werkſtätten ſchöpferiſcher Phantaſie, in denen ſich die Vorgänge vollziehen, unabhängig vom Willen und vom Bewußtſein des ſchaffenden Genius, nach einem geheimen Naturgeſetz.

Digitized by Google

Wann unſer Gedicht entſtanden, wiſſen wir nicht, aber wir gehen wohl nicht ganz fehl, wenn wir es ſpäteſtens in den Frühling 1773 ſetzen. Aber auch kaum früher. Denn den Urkeim dazu haben wir in einer Stelle aus dem Anfang des „Werther", dem zweiten Brief vom 10. Mai:

„Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligtum ſtehlen, und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräsgen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten, all der Würmgen, der Mückgen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält. Mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehn' ich mich oft und denke: ach könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen."

Digitized by Google

Da haben wir die Stimmung, aus der der „Ganymed“ erwachsen ist.

Werther, der kein Poet ist und sein soll, sondern nur ein poetisch empfindender Mensch, kommt über die Vorstufe poetischer Anregung nicht hinaus, nämlich über das gesteigerte Daseinsgefühl, geboren aus der lebhaft sinnlichen Erfassung des Frühlingswebens in der Natur; dies gesteigerte Daseinsgefühl, das ihn über sich selbst erhebt, und zugleich ihm ein Gefühl der Nähe Gottes, des Einsseins mit Gott gibt, wie er es ausdrückt: er „fühlt die Gegenwart des Allmächtigen, der uns alle nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält.“ Über diese ahnungsvolle Dämmerung empor trägt ihn der Fittich seiner Seele nicht: „wenn es dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten, dann *sehne* ich mich oft: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll und warm in dir lebt.“

Dem Poeten in einsamer heiliger Stunde aber wird das Vergängliche zum Gleichnis, wird das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Bild. Und auf einmal beginnt ein mythologisches Gleichnis aus grauer Vorzeit für ihn zu neuem Leben zu erwachen; es blüht wieder auf als Ereignis, dem er nicht bloß zusieht, in dem er selbst lebt.

Der alte Mythus erneut sich in ihm. Aus der

Digitized by Google

Natur ſieht's ihn an wie mit großen, tiefen Augen aus der Natur ſpricht's zu ihm wie mit Liebeswerben, und dieſes Liebesverlangen, das die ganze Frühlingsnatur ausſtrahlt, wird Geſtalt: „Wie im Morgenglanze du rings mich anglühſt, Frühling, Geliebter!“

Dieſer überwältigenden Offenbarung der erzeugenden, Leben weckenden und Leben gebenden Naturkräfte gegenüber empfindet ſich die Seele des dieſem Zauber ſich Hingebenden, trotzdem er keinen Augenblick ſeiner eigenen Natur und, daß er Mann iſt, vergißt, doch ſo im Gefühle dienender, ſich ſelbſt aufgebender und im Größeren aufgehender Liebe befangen, daß die Geſtalt jenes ſchönen Jünglings, den das Liebesverlangen des Zeus auf Adlers Flügeln zum Äther emporgetragen, ſich ihm als ein *Träger*, als die Verkörperung ſeiner Gefühle wie von ſelber darbietet, ohne daß ſelbſtverſtändlich dieſe Verſinnbildlichung der Gefühle unter dem Bilde des Ganymed mehr geben könnte und wollte als eine ſinnliche Analogie zu einem ſeeliſchen Vorgang.

Es iſt nicht Ganymed, der ſpricht, ſondern ein Empfinden, das durch die Begebenheit Ganymeds mit ungemeiner Prägnanz angedeutet, aber nicht erſchöpft iſt. Durch das Leitwort „Ganymed“ werden gewiſſermaßen in unſerm Innern die Organe erſchloſſen und empfänglich gemacht für die innerlichſte Erfaſſung der Situation und des poetiſchen Bildes in allen Einzelheiten:

Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt,

Digitized by Google

Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Fließende Formen und wechſelnde Farben! Das eben noch ſo konkret gefaßte Körperliche der Göttergeſtalt verliert ſich wieder in das gleichnisloſe Bild der Dinge ſelbſt:

Ach an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.

Eine Fülle von Einzelbildern lockender Frühlingsſehnſucht und Pracht. Und wieder zieht ſich nach dieſem Ausblick das in ſich zurückgedrängte Gefühl um ſo intenſiver zuſammen zu einem neuen ekſtatiſchen Aufſchwung, in dem das Gleichnis wieder an Stelle der Anſchauung tritt:

Ich komm, ich komme!
Wohin? Ach wohin?

Digitized by Google

Und die Antwort iſt:

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.

Doch nichts iſt hier von jenem Zwieſpalt und Kampf der beiden Naturen, von dem Fauſt klagt:

Die eine hält in derber Liebesluſt
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Nein, hier iſt Erd' und Himmel eins, und eins mit ihnen der Menſch. Aber damit er eins ſei mit ihnen, damit er eins ſei mit dem Höchſten, damit der Gott in ihm wohnen könne, muß die Sehnſucht entgegenſtreben und die Arme ausbreiten den liebenden Armen, die von oben ſich herabſenken.

Dieſer immer wiederkehrende Goethiſche Gedanke, der hier im Bild des Ganymed zum Ausdruck kommt, gibt aber zugleich der Ganymedvorſtellung einen neuen Inhalt. Jenen riſſen die Fänge des Zeusadlers empor in die Lüfte halb widerwillig, halb gleichgültig ein Opfer. Hier vermählt ſich das Göttliche dem Menſchlichen aus reiner Sehnſucht in freier Hingabe:

Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!

Digitized by Google

In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen
Allliebender Vater!

Digitized by Google

VIII.

In „Wanderers Sturmlied“ und im „Ganymed“ haben wir zwei Dichtungen, die, wenn ſie auch Ausblicke auf die allgemeineren Bezüge des menſchlichen Lebens überhaupt eröffnen, doch ihrem Weſen nach individuelle und intimſte Augenblicksbilder und Selbſtbekenntniſſe aus dem inneren Leben des Dichters geben und nur geben wollen. Das Leben der Menſchheit da draußen klingt nur wie eine ferne Brandung hinein. Aber in beiden iſt charakteriſtiſch, daß immer die Beobachtung oder auch nur das gewiſſermaßen mechaniſche Aufnehmen einer äußeren Erſcheinung durch die Sinne die ſchöpferiſche Phantaſie nicht nur beeinflußt, ſondern direkt anregt. Die umgebende Natur in ihren wechſelnden Äußerungen und Daſeinsformen, mit den äußeren Sinnen aufgefangen, ſchließt im Innern des Dichters geheime Pforten zu ſchlummernden Gedanken auf, die dann einmal geweckt, ſelbſtändig weiter geſponnen werden, bis eine neue ſinnliche Reizung von außen neue Gedankengänge

Digitized by Google

anregt und die Phantaſie weiter trägt auf neue Gebiete.

Das iſt vor allen Dingen ja ſo charakteriſtiſch für „Wanderers Sturmlied“, wo wir Schritt für Schritt dieſes Sich-hingeben an die Natur verfolgen können. Es iſt förmlich, als ſähe man ihn wie von Wellen von einer Stimmung zur andern getragen. Die Welle iſt die Wahrnehmung, die Beobachtung, das aus der ſinnlichen, äußeren Welt aufgefangene Bild.

Zu ähnlichen Beobachtungen gibt Anlaß ein Gedicht, das im Jahre 1774 entſtanden iſt, in dem aber das, was in dem vorbeſprochenen mehr Zufall und Willkür ſchien, ungeachtet ſcheinbarer ebenſo großer ſtürmiſcher Bewegung, bewußter als künſtleriſches Motiv benutzt und künſtleriſch durchgeführt iſt, und wo auch von vornherein die Stimmung des Augenblicks die Dinge anders reflektiert als dort.

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Friſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitsblick!

Ab denn, raſcher hinab!
Sieh, die Sonne ſinkt!
Eh' ſie ſinkt, eh' mich Greiſen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer ſchnattern
Und das ſchlotternde Gebein:

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im ſchäumenden Aug',

Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Tor.

Töne, Schwager, in's Horn,
Raßle den ſchallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfange.

Nicht die Überſchrift, die könnte ja ſpäter beigefügt ſein, wohl aber der erſte Vers ſchon zeigt, daß, wenn dies Gedicht auch eben ſowie „Wanderers Sturmlied", eine Improviſation des Augenblicks iſt, (angeregt durch eine Poſtfahrt im Oktober 1774 in bergigem Gelände zwiſchen Darmſtadt und Mannheim), dieſe Improviſation vom erſten Augenblick an künſtleriſch geprägt und fixiert war, daß eine beſtimmt künſtleriſche Idee von der erſten Zeile bis zur letzten das Gedicht beherrſcht; und daß das Hingeben an die wechſelnden Naturerſcheinungen in dieſem Falle weniger ſpontan und naiv iſt, daß die Phantaſie mit dem erfaßten Bilde ſofort bewußt auf eine künſtleriſche Wirkung in dem Dienſt der beherrſchenden Idee hinzuarbeiten beginnt.

Eine Poſtfahrt; in Sinnen verloren träumt der Dichter vor ſich hin. Der Weg führt bergab, hart am Abhang; langſam mit gehemmtem Rad rollt das Gefährt ſchwerfällig, mühſam dahin, wie das Leben in gewiſſen Zeiten unerträglich, müde, ſchwerfällig, ängſtlich, vorſichtig gleitet. Ein Peitſchenknall draußen! Hei der

Digitized by Google

Poſtillon! Das Vergängliche wird zum Gleichnis: Kronos ſelbſt führt die Zügel, Kronos iſt der Schwager!

Das Bild packt, das Bild lockt, und nun iſt hier — umgekehrt wie in den beſprochenen Gedichten — durch das aus einer wenn auch noch ſo flüchtigen blitzartigen Reflexion geborene Bild der äußere Sinn aufgeſchloſſen für eine Reihe von ſinnlichen Eindrücken, die alsbald im Rahmen dieſes Bildes ſich ordnen zu einem künſtleriſchen Ganzen.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott.
Bergab gleitet der Weg,
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirn dein Zaudern.
Friſch holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!

Wir ſehen, wie der äußere erlebte Vorgang im ſelben Augenblick ſich bewußt zum Symbol geſtaltet, zum Symbol des ſtockenden, durch äußere Willkür — den Hemmſchuh der Ängſtlichkeit vor dem Fall — gehemmten Lebens. Eine Situation, die Goethe damals nur zu vertraut war. Wir denken an den Dichter des „Götz" und des „Werther" in Frankfurt, der ergrimmt über all die Netze, die Vorurteil, Konvenienz und falſche Fürſorge ihm um die Glieder legen wollen. Er ſpricht einmal von ſich als Simſon: „ein Riß und all die

Digitized by Google

ſiebenfachen Baſtſeile ſind entzwei.“ Und im ſelben Bild wie hier hören wir Goethes eigene Stimme, wenn Egmont auf des Sekretärs Bemerkung: „Verzeiht mir. Es wird dem Fußgänger ſchwindlig, der einen Mann mit raſſelnder Eile daher fahren ſieht“, erwidert: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam!“

Ähnliches klingt hier an: „Friſch holpert es gleich, Über Stock und Steine den Trott Raſch in's Leben hinein.“

Neue Hemmung: Bergauf geht's, ſchwer atmend arbeiten ſich die Tiere zur Höhe.

Nun ſchon wieder
Den eratmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!

Aber dieſe Zögerung iſt nicht Hemmung: wer auf der Höhe ſtehen will, muß ſteigen können; das iſt natürliches Menſchenlos, und die Mühe, die es koſtet, und die Hemmung, die überwunden wird, ſie bieten gerade die Gewähr dafür, daß es aufwärts geht:

Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Digitized by Google

Bis hierher iſt das Lebensbild, das ſich entrollt, für den Dichter ſelbſt Gegenwart. Auch noch die folgenden Verſe (14—18) können, wenigſtens zum Teil, als Reflex ſchon durchlebter oder wenigſtens vorahnend durchkoſteter Stunden gelten.

Er ſteht auf der Höhe des Lebens, der Blick geht ins Weite, alles Kleine, Enge iſt überwunden; es iſt dieſelbe Stimmung und Perſpektive, aus der Fauſt ſpricht:

Bin ich ein Gott!
Mir wird ſo licht,
Ich ſchau in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.

Ein neues Erlebnis, ein neues Bild: Die Schänke am Weg, ein Mädchen mit hellen Augen grüßt heraus. Der Wagen hält.

Auf der Höhe des Lebens kommt das holdeſte Glück als Krönung heißen Strebens, als erfriſchender Labetrunk von dem Staub der Arbeit des Lebens. (Vers 23—25.)

Die Sonne ſinkt, der Wagen rollt bergab, das Ziel winkt, die Strahlen des untergehenden Geſtirns blenden mit roter Glut das Auge.

Abendſtimmung, Abſchiedsſtimmung, aber keine Müdigkeit. Nein, wie der Wagen raſſelt und die Räder fliegen, da erſcheint wohl das Bild des Todes, der am Ziele winkt, aber nicht der Tod des Alters; er träumt von einem Scheiden aus der Fülle der Jugendkraft heraus; alles Schöne, was das Leben bietet, noch in

Digitized by Google

friſcheſter Erinnerung, noch als Gegenwart im Herzen ſo hinweggeriſſen zu werden, iſt kein Schreckbild. (Vers 26—36.)

Vor dem geblendeten Blick liegt ſchwarz das Höllentor, das Tor der Stadt. „Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt.“ Das Poſthorn bläſt, die Unterwelt tut ſich auf: wir kommen, wir kommen aus dem Leben, noch trunken vom Leben da draußen:

Töne, Schwager in's Horn,
Raßle den ſchallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfange.

Noch draſtiſcher, jugendſtolzer lautet der urſprüngliche Schluß, in dem das humoriſtiſche Nebenbild — der die Paſſagiere empfangende freundliche Wirt, — das hier ſich vordrängt, noch ganz fehlt. Dort führt Schwager Kronos bis zuletzt die Zügel und Lebensbildes Abſchluß iſt dieſer Schluß:

Daß der Orcus vernehme: ein Fürſt kommt!
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften.

Digitized by Google

IX.

Bei Schwager Kronos erinnerten wir uns der Worte Egmonts — „Kind! Kind! nicht weiter!“ — die aus verwandter Situation und Stimmung heraus jugendliche Tatfreudigkeit, mehr noch jugendliches Selbſtvertrauen und jenen Wagemut atmen, der auch dem Tode lachend ins Antlitz ſieht, im Bewußtſein der Kraft und im Bewußtſein des unverlierbaren Beſitzes einmal durchlebter Glückſeligkeit.

Es iſt die Stimmung des jungen Goethe, zwiſchen Straßburg und Weimar, wie ſie zuerſt in „Wanderers Sturmlied“ anklingt, wie ſie fugenartig faſt ausnahmslos durch alle in dieſen Jahren konzipierten und ausgeführten Werke hindurch tönt — vor allen auch durch den „Fauſt“ — und wie ſie ſelbſt, ſo paradox es klingen mag, im „Werther“ ſich nicht verleugnet. Hier iſt ſie freilich latent, ſie bekundet ſich nicht im Schickſal und in den Gedankengängen des Helden, wohl aber in der Tatſache der inneren Freiheit des Dichters, die er ſelbſt durchkämpftem Leid gegenüber errungen, bis zu einem Grade, daß er die

Digitized by Google

volle, souveräne, künſtleriſche Herrſchaft und Unbefangenheit über das eigene Erlebnis hat.

Den „Wanderer", den „Pilger" nannten ihn in dieſen Tagen ſeine Darmſtädter Freunde, und dies Scherzwort wird dann in eigentümlicher Weiſe Phantaſieanreger für ihn. Die Lebensausblicke, rückwärts und vorwärts, in denen gerade in dieſer Zeit unerſchöpflichen Schaffensdrangs nach allen Richtungen ſeine Seele ſich immer wieder und wieder zu ſammeln und in denen zu verweilen ſie das Bedürfnis hat, erſcheinen aus der Perſpektive eines Wanderers, eines Reiſenden.

Das wahre, aber durch ſchulmäßige Mißhandlung zur Trivialität gewordene Bild: das Leben eine Reiſe, wird für ihn durch die eigene Lebensführung zu einem perſönlichen, nicht angenommenen, ſondern erfahrenen Symbol und dadurch zu einem friſchen Quell dichteriſcher Produktion. Wir glauben zu ſehn, wie dabei Schritt für Schritt in jeder neuen Variation die künſtleriſche Durch- und Herausarbeitung des zunächſt wie in „Wanderers Sturmlied" mehr beiläufig träumeriſch ekſtatiſch erfaßten Motivs in den Vordergrund tritt, oder richtiger den bewußten Ausgangspunkt bildet.

Den Gipfel dieſer künſtleriſchen Entwicklung bezeichnet das Gedicht:

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff befrachtet;
Günſt'ger Winde harrend, ſaß mit treuen Freunden,

Digitized by Google

Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matroſe,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reiſefreuden wähnend, wie des Einſchiffmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſteckten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebet leiſe ſie zu überliſten,
Treu dem Zweck auch auf dem ſchiefen Wege.

Digitized by Google

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leiſe wandelnd ſich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewäſſer,
Drückt der Menſchen ſchwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor ſeinem ſtarren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder,
Mit dem angſterfüllten Balle ſpielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zugrunde gehen?
Ach, er ſollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Es iſt geſchrieben aus der Lebensperſpektive des Dichters im erſten Weimarer Jahr. Es bedeutet zugleich den künſtleriſchen Abſchluß ſeiner Weimarer Jugendepoche, es könnte am Schluß von Dichtung und Wahrheit ſtehen, es iſt geradezu der Schlußakkord dazu. Was an inneren und äußeren Erleb-

Digitized by Google

niſſen auf dieſer Wende des Lebens an ihn herangetreten, das iſt hier zuſammengefaßt im Bilde der Seefahrt. Bald ſchmiegt er ſich dabei den durchlebten Tatſachen und Verhältniſſen innig an, bald gibt das Bild der Phantaſie Flügel zu freien Bahnen, die aber alle in der gleichen Richtung ſich bewegen, demſelben Ziele zuſtreben, wie das Erlebnis, das den Anlaß gab.

Jedes Einzelbild, jede Wendung ſteht im Dienſte der künſtleriſchen Idee des Ganzen, ordnet ſich dem Plane unter, dem Plan, der ſich dabei ganz von ſelbſt jedem Leſer erſchließt, und auch dem, der es nicht als ein wichtiges Lebensdokument Goethes auffaßt, in allen ſeinen Gliederungen und Abſichten klar und durchſichtig iſt.

Wenn ich es den eigentlichen Schlußakkord von „Dichtung und Wahrheit" nannte, ſo iſt aber dabei nicht zu verkennen, daß es weniger Blick in die Vergangenheit als in die Zukunft iſt. Die Vergangenheit ragt nur inſofern hinein, als die Trennung, die Loslöſung aus alten lieben, aber engen und einengenden Verhältniſſen in den beiden erſten Strophen oder Abſchnitten den Ausgangspunkt bildet. (Vers 1—10.)

Nun kommt der freie Flug der Phantaſie, der Aufbruch am frühen Morgen, Abſchied im Sonnenglanz. (Vers 11—21.)

Noch einmal unſer Blick ſcharf gerichtet auf den Träger der ſymboliſchen Handlung, und in dem Bild des gegen die gottgeſandten Wechſelwinde Aufkreuzenden, miſchen ſich, bei jedem Wort möchte ich ſagen, das per-

Digitized by Google

ſönlich Individuelle des Erlebniſſes mit dem Typiſch-Symboliſchen des künſtleriſchen Vorgangs: (Vers 22—26.) Nun (Vers 27 ff.) die wunderbare Schilderung des Sturmes: das Bild des Lebens da draußen, fern von der Enge, fern von dem ſicheren Hafen, in dem es den Guten und den Kleinen ſo wohl iſt.

Eigentümlich iſt dabei, wie die Icherzählung, mit der das Gedicht begann, in dem Maße, als er ſich innerlich das Bild des Lebens unter dem ſtürmiſch bewegten Meer immer anſchaulicher vorſtellt, unwillkürlich aufhört, wie er auf einmal ſich ſelber im Schiffe ſieht und nun als Beobachtung zu ſchildern fortfährt, was er als Erlebnis begann. Zugleich aber, wie trotz dieſer ſcheinbaren Objektivierung, dieſes Herausziehens des Perſönlichen aus der Situation, doch die Vorſtellung des Selbſterlebten vermöge der Kraft und Stärke ſeiner ſubjektiven Empfindung, nicht nur uns keinen Augenblick verläßt, ſondern ſich auch uns mitteilt.

Um ſo ſchärfer iſt daher der Kontraſt und um ſo eindringlicher die künſtleriſche Wirkung, wenn in der vorletzten Strophe (Vers 35—40) die Stimmung der auf dem ſicheren Feſtland Gebliebenen in ihrer Faſſungsloſigkeit durch gehäufte Interjektionen und Ausrufungszeichen wieder bis zur Illuſion des Miterlebens uns nahe gebracht wird. Bis dann die Schlußſtrophe, jede in den vorangegangenen Strophen gegebene Stimmungsnuance verwertend und als Folie benutzend, die Geſtalt des Herrſchers über dem Waſſer, des kraft-

Digitized by Google

vollen, zielbewußten Lenkers ebenſo losſöſt von uns, den teilnehmenden Leſern, wie von den zeternden, harrenden Freunden daheim. In einſamer Größe, ohne Poſe, aber vom Fuß bis zum Wirbel verkörperte Männlichkeit und Kraft, Vertrauen, Zukunftshoffnung, unbeirrbar, unablenkbar vom ſelbſtgewählten Ziel durch kleine Sorgen und ängſtliche Bitten, ſteht er vor uns, der Mann, der die Gewalten der Elemente bezwingt, den auch kein Verſagen oder Fehlſchlagen des Augenblicks hemmen oder beirren kann. (Vers 41—46.)

Wir hören noch einmal aus dieſen Worten das ſtolze: „Wen du nicht verläſſeſt, Genius". Aber diesmal iſt das Thema nicht nur mit träumeriſchen Arabesken angeflogener Stimmungen verflochten, um ſchließlich in einem leiſen Lachen der Selbſtironie zu verklingen, ſondern diesmal bis zum letzten Schlußakkord durchgeführt und voll ausſtönend in einer Jubelfanfare ſtolzer Siegfreudigkeit, einem Zukunftsmorgenruf, der alle Stimmen des Zweifels übertönt. Ein Gedicht, das ſich ſelbſt erklärt, und das doch bei keiner Erläuterung Goethiſcher Lyrik übergangen werden darf, nicht nur wegen ſeines inneren Bedeutungsgehalts, ſondern auch wegen ſeines künſtleriſchen Aufbaus.

Digitized by Google

X.

Nach früher Geſagtem könnte es ſcheinen, als habe Goethe mit dem Gedichte „Seefahrt“, das die Grundtöne ſeiner Sturm- und Drangzeit zuſammenfaßt, das Reiſe- und Wandermotiv als Abbild des Lebens oder eines Lebensabſchnittes, in früheren Gedichten gemachte Anläufe vollendend, zur höchſten künſtleriſchen Abrundung bringen und damit gewiſſermaßen abſchließen wollen.

Aber wenn überall eine ſolche Abſicht beſtanden haben ſollte, ſo iſt ſie jedenfalls ſpäter wieder aufgegeben.

Noch einmal vielmehr iſt Goethe einige Jahre ſpäter mit der „Harzreiſe im Winter“ zum Lieblingsmotiv ſeiner Jugendzeit zurückgekehrt; und zwar hat er dabei nicht an das letzte angeknüpft, ſondern in der Technik vielmehr den beiden älteren, „Wanderers Sturmlied“ und „An Schwager Kronos“, ſich wieder genähert.

Wieder ſind es die Eindrücke, die die Sinne des einſamen Wanderers empfangen von der umgebenden Natur, die den Anlaß geben zur Einkehr in ſich ſelbſt, oder ſich

Digitized by Google

als gefällige Symbole darbieten für Gedanken, die ihn bewegen, und die zum Leben und zur Gestaltung eben dadurch gelangen, daß die Naturerscheinung sie gewissermaßen ans Licht lockt. Wir werden aber sehen, daß hier doch wesentliche Unterschiede gegen früher obwalten, weniger allerdings in der Art der künstlerischen Konzeption als hinsichtlich ihrer *Gestaltung*.

Goethe selbst hat ja die „Harzreise" mit einem erläuternden Kommentar begleitet; und selbstverständlich ist der Dichter an erster Stelle dazu berufen, sein eigener Erklärer zu sein. Trotzdem glaube ich aus früher schon angegebenen Gründen nicht den Vorwurf der Unbescheidenheit fürchten zu müssen, wenn ich auch meinerseits dies Gedicht in den Kreis meiner erläuternden Betrachtungen hineinziehe.

Goethe lag daran, die persönlichen Bezüge, die damals *jedem* Leser dunkel sein mußten, aufzuhellen und zu erschließen.

Für unsere Zwecke werden natürlich auch diese Fragen berührt und zum Teil aus anderen Quellen ergänzt werden müssen, aber diese Seite der Aufgabe ist für uns *nicht* die Hauptsache.

Die volle Vertrautheit mit den persönlichen Beziehungen soll nur den Ausgangspunkt bilden für die möglichst erschöpfende Erfassung seines künstlerischen Gehaltes und seiner Bedeutung im Zusammenhange mit der übrigen Lyrik Goethes.

Die „Harzreise" wird etwa ein bis eineinhalb Jahre

Digitized by Google

nach dem Gedicht „Seefahrt“ entſtanden ſein, im November 1777.

„In meinen biographiſchen Verſuchen,“ ſchreibt Goethe, „würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen.“ Es iſt die Epoche, in der auf ſtürmiſche Gärung brauſender Jugend die Abklärung zu männlich geſchloſſener Kraft und zu jener inneren Befriedung erfolgt, die er namentlich Frau von Stein zu danken hatte:

Harzreiſe im Winter.

Dem Geier gleich,
Der, auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittich ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löſt.

Digitized by Google

In Dickichts-Schauer
Drängt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits, wer iſt's?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Öde verſchlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton

Digitized by Google

Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Übermut
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbills,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundloſe Wege

Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

Den 29. November 1777 notiert Goethe in ſein Tagebuch: „Früh gegen ſieben Uhr übern Ettersberg in ſcharfen Schloßen. Zwanzig Minuten auf 1 in Weißenſee, ſtürmiſch gebrochen Wetter, reine Ruhe in der Seele, Sonnenblicke mitunter . . . . .“ Den 30.: „Sonntag früh nach ſechſen in Grauſen mit einem Boten ab. War ſcharf gefroren und die Sonne ging mit herrlichſten Farben auf. Ich ſah den Ettersberg, den Inſelsberg,

Digitized by Google

die Berge des Thüringer Waldes hinter mir. Dann in Wald, und im Heraustreten Sondershauſen, das ſehr angenehm liegt. Die Spitze des Brockens, einen Augenblick — hinter Sondershauſen weg auf Sundhauſen. Schöne Ausſicht, die goldne Aue, am Kyffhäuſer bis Nordhauſen herauf . . . . . Die Nacht kam leiſe und traurig. Auf Sachswerben, wo ich einen Boten mit einer Laterne nehmen mußte, um durch die tiefe Finſterniß hierher (Ilefeld) zu kommen . . . . War den ganzen Tag in gleicher Reinheit." Den 1. Dezember: „Montag früh ſieben von Ilefeld ab. Mit einem Boten gegen Mittag in Elbingerode. Felſen und Bergweg. Gelindes Wetter, leiſer Regen = dem Geier gleich ="

Tags drauf an Frau von Stein: „. . . Gar hübſch iſt's, auf ſeinem Pferde mit dem Mantelſäckchen wie auf einem Schiffe herumzukreuzen."

Am 3.: Tagebuch: „Nach Wernigerode mit P. ſpazieren auf die Berge." Dann über Ilſenburg nach Goslar bei furchtbarem Unwetter: „Sturm, Schnee, Schloßen, Regen," ſchreibt er an Frau von Stein, und zugleich (am 4.): „Mein Abenteuer hab ich' beſtanden, ſchön, ganz, wie ich es mir voraus erzählt, wie Sie's ſehr vergnügen wird zu hören; denn Sie allein dürfen's hören, auch der Herzog, und ſo muß es Geheimniß ſein."

Dazu als Schlüſſel Goethes Erklärung:*) „Als der Dichter den Werther geſchrieben, um ſich wenigſtens per-

*) Über Goethes Harzreiſe im Winter. Über Kunſt und Alterthum III 2 S. 43—50 (1821).

Digitized by Google

ſönlich von der damals herrſchenden Empfindſamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade dieſen Geſinnungen günſtig hielt. Er mußte manchen ſchriftlichen Andrang erdulden, worunter ihm beſonders ein junger Mann auffiel, welcher ſchreibſelig-beredt, und dabei ſo ernſtlich durchdrungen von Mißbehagen und ſelbſtiſcher Qual ſich zeigte, daß es unmöglich war, nur irgend eine Perſönlichkeit zu denken, wozu dieſe Seel-Enthüllungen paſſen möchten. Alle ſeine wiederholten zudringlichen Äußerungen waren anziehend und abſtoßend zugleich, daß endlich bei einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Teilnahme die Neugier rege ward, welchen Körper ſich ein ſo wunderlicher Geiſt gebildet habe? Ich wollte den Jüngling ſehen, aber unerkannt, und deshalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben."

Am 5. morgens an Frau von Stein: „Es regnet arg, und niemand reiſt, außer wen Not treibt und dringend Geſchäft, und mich treiben ſeltſame Gedanken in der Welt herum." Am folgenden Tag (immer noch aus Goslar): „Mir iſt's eine ſonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen, es iſt mir, als wenn ich mein Verhältniß zu den Menſchen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura ſtudirt, oder ein Reiſender überhaupt . . . . Eine reine Ruh' und Sicherheit umgiebt mich, bisher iſt mir noch alles zu Glück geſchlagen, die Luft hellt ſich auf, es wird dieſe Nacht ſehr frieren. Es iſt erſtes

Digitized by Google

Viertel; ich hab einen Wunſch auf den Vollmond, wenn ihn die Götter erhören, wär's großen Dankes werth. Ich nehm auch nur mit der Hälfte vorlieb . . . . . Ich drehe mich auf einem ſehr kleinen, aber ſehr merkwürdigen Fleckchen Welt herum. Die kurzen Tage machen Alles weiter. Und es iſt gar ein ſchön Gefühl, wenn von Platz zu Platz aus Abend und Morgen ein Tag wird." Am 7.: „Heute früh hab ich wahrhaftig ſchon Heimweh, es iſt mir, als wenn mir mein Thal wie ein Klotz angebunden wäre: Ich bin immer um unſere Gegenden, und treffe Sie vermuthlich da an . . . . . Mir iſt ganz wunderlich, als ob mich's von hier wegpeitſchte."

Am Abend desſelben Tages (7. Dezember) aus Klausthal: „Schöne Mondnacht und alles weiß im Schnee. Sie ſehen wohl, daß ich auf den Bergen bin, weil ſich in ſo wenig Stunden das Clima verändern kann. Aber nicht allein Clima. Ich hab Ihnen viel zu erzählen, wenn ich wiederkomme. Wenn ich nur hernach erzählen kann . . . . Das Schönſte von dieſer Wallfahrt iſt, daß ich meine Ideen beſtätigt finde auf jedem Schritt über Wirthſchaft, es ſei ein Bauerngut oder ein Fürſtentum, und daß ſie ſo ſimpel ſind, daß man nicht zu reiſen brauchte, wenn man *bei ſich* was lernte. Nur die Einſamkeit will mir doch nicht recht, ich hab's ſonſt beſſer gekonnt, bei Euch verwöhnt' ich mich . . . . . ."

Am 8. Dezember entgeht er, wie wir aus dem Tagebuch erfahren, bei der Einfahrt in eine der Klausthaler

Digitized by Google

Gruben mit knapper Not der Gefahr, durch herabſtürzendes Geſtein erſchlagen zu werden.

„Nachmittags durchgelogen. Spazieren und Spaß mit den Fremden.“ Den Schlüſſel dazu gibt der folgende Brief: „Es iſt gar ſchön,“ ſchreibt er am 9. an Frau von Stein, „der Nebel legt ſich in leichte Schneewolken zuſammen, die Sonne ſieht durch, und der Schnee über Alles weckt wieder das Gefühl von Fröhlichkeit. In meiner Verkappung ſeh ich täglich, wie leicht es iſt, ein Schelm zu ſein, und wie viel Vortheile einer, der ſich im Augenblick verleugnet, über die harmloſe Selbſtigkeit der Menſchen gewinnen kann . . . . . Der Nutzen aber, den das auf meinen phantaſtiſchen Sinn hat, mit lauter Menſchen umzugehen, die ein beſtimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geſchäft haben, iſt unſäglich. Es iſt wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüſtigen Abſpannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zuſammenzieht.“

Am Abend desſelben Tages: „Was die Unruhe iſt, die in mir ſtickt, mag ich nicht unterſuchen, auch nicht unterſucht haben. Wenn ich ſo allein bin, erkenne ich mich recht wieder, wie ich in meiner erſten Jugend war, da ich ſo ganz allein unter der Welt umhertrieb. Die Menſchen kommen mir noch ebenſo vor, nur machte ich heut eine Betrachtung. So lang ich im Druck lebte, ſo lang Niemand für das, was in mir auf und ab ſtieg, einig Gefühl hatte, vielmehr, wie's geſchieht, die Menſchen erſt mich nicht achteten, dann wegen einiger wider-

Digitized by Google

rennender Sonderbarkeiten ſcheel anſahen, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falſcher, ſchiefer Prätenſionen . . . . . Da war ich elend, genagt, gedrückt, verſtümmelt, wie Sie wollen. Jetzt iſt's kurios, beſonders die Tage her in der freiwilligen Entäußerung, was da für Lieblichkeit, für Glück drin ſteckt. Die Menſchen ſtreichen ſich recht auf mir auf, wie auf einem Probierſtein, ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit den andern macht mir Spaß — Summa Summarum es iſt die Prätenſion aller Prätenſionen keine zu leben. Liebes Gold! Ich hab' an keinem Ort Ruh, ich hab' mich tiefer ins Gebürg geſenkt, und will morgen von da in ſeltſame Gegenden ſtreifen, wenn ich einen Führer durch den Schnee finde . . . . . Ich denke des Tags hundertmal an den Herzog, und wünſche ihm den Mitgenuß ſo eines Lebens, aber den rechten Geſchmack davon kann er noch nicht haben, er gefällt ſich noch zu ſehr, das Natürliche zu was Abenteuerlichem zu machen, ſtatt daß es einem erſt wohl thut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird." Hier berichtet er dann über die Lebensgefahr, der er entgangen, und ſchließt mit den Worten: „Alſo daß Ihre Liebe bei mir bleibe, und die Liebe der Götter."

Am 10. früh von Altenau auf den Brocken. „Was ſoll ich vom Herren ſagen," ſchreibt er am Abend an Frau von Stein, „mit Federſpulen, was für ein Lied ſoll ich von ihm ſingen? im Augenblick wo mir alle

Digitized by Google

Proſa zur Poeſie, und alle Poeſie zur Proſa wird. Es iſt ſchon nicht möglich mit der Lippe zu ſagen, was mir widerfahren iſt, wie ſoll ichs mit dem ſpitzen Ding hervorbringen. Liebe Frau, mit mir verfährt Gott, wie mit ſeinen alten Heiligen und ich weiß nicht, woher mirs kommt. Wenn ich zum Befeſtigungszeichen bitte, daß mir möge das Fell trocken ſein und die Tenne naß, ſo iſts ſo und umgekehrt auch; und mehr als alles, die übermütterliche Leitung zu meinen Wünſchen. Das Ziel meines Verlangens iſt erreicht, es hängt an vielen Fäden und viele Fäden hängen davon; Sie wiſſen, wie ſymboliſch mein Daſein iſt. — — Und die Demut, die ſich die Götter zu verherrlichen einen Spaß machen, und die Hingebenheit von Augenblick zu Augenblick, die ich habe, und die vollſte Erfüllung meiner Hoffnungen.

„Ich will Ihnen entdecken .... daß meine Reiſe auf den Harz war, daß ich wünſchte den Brocken zu beſteigen, und nun, Liebſte, bin ich heut oben geweſen, ganz natürlich, ob mir's ſchon ſeit acht Tagen alle Menſchen als unmöglich verſichern ....

„Ich ſagte: ich hab' einen Wunſch auf den Vollmond! — Nun Liebſte, tret ich vor die Thür hinaus, da liegt der Brocken im hohen herrlichen Mondſchein über den Fichten vor mir, und ich war oben heut und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebſten Dank geopfert."

„Ein viertel nach eins droben," heißt es im Tagebuch, „heiterer, herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolken

Digitized by Google

und Nebel, oben alles heiter. Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt."

Ich glaube, der Leſer wird ſelbſt die Empfindung haben, daß der Umweg, den er durch dieſe Tagebuch- und Briefblätter geführt wurde, ſtatt direkt in die Dichtung einzudringen, ſich diesmal lohnt.

Nichts vermag uns ein ſo anſchauliches und zugleich unſere innigſte Teilnahme erregendes Bild der Stimmungen und Gefühle des Dichters zu geben, aus denen das Gedicht, die „Harzreiſe im Winter", dann geboren wurde.

Auf das Ganze, wie auf unzählige Einzelheiten fällt aus dieſen Aufzeichnungen überraſchendes Licht. Zuſammenhänge werden plötzlich hergeſtellt, und Widerſprüche und Dunkelheiten löſen und lichten ſich ſpielend. Von hier aus können wir es nun wagen, uns in das Gedicht ſelbſt zu verſenken, und das Geheimſte und Schönſte und Zarteſte daraus zu ſchöpfen.

Eins iſt von vornherein klar. Wenn Goethe am 1. Dezember im Tagebuch notiert „Dem Geier gleich", ſo iſt unter keinen Umſtänden daran zu denken, daß das Gedicht eine Geburt dieſes Tages ſei. Nein, im Gegenſatz zum „Sturmlied" und zu „An Schwager Kronos", iſt hier eine Fülle von einzelnen ſinnlichen Eindrücken und ſeeliſchen Erlebniſſen, die ſich über eine ganze Reihe von Tagen erſtrecken, aneinandergereiht und zuſammengefügt zu einem einheitlichen Kunſtwerk, deſſen innere Einheitlichkeit und Geſchloſſenheit wieder gerade aus den Briefſtellen uns entgegentritt:

Digitized by Google

Die Erfüllung des geheimſten Zwecks der geheimnisvollen Reiſe, den Brocken im Schnee zu beſteigen, bildet den Höhepunkt und zugleich den Abſchluß des Gedichtes.

„Der Reiſende verläßt am früheſten Wintermorgen ſeinen im Augenblick behaglich gaſtfreundlichen thüringiſchen Wohnſitz . . . er reitet. Nordwärts bergauf; ein ſchwerer ſchneedrohender Himmel wälzt ſich ihm entgegen.“ So erläutert Goethe ſelbſt die Eingangsſtrophe. (Vers 1—5.)

Für ſeinen beſonderen Zweck — das Perſönliche, den Gelegenheitsanlaß der Dichtung aufzudecken und dadurch das Verſtändnis des inneren, höheren Gehalts zu erſchließen — kann er ſich mit dieſen Worten begnügen. Uns aber, die wir dieſe perſönlichen Beziehungen vorweggenommen und uns angeeignet haben, liegt anderes näher.

Vor unſerer Seele ſteht das Bild des einſamen Wanderers, deſſen Auge aufwärts gerichtet an der ſchwarzen Silhouette des in der Höhe ſchwebenden Raubvogels haftet, der in der ſchweren, grauen Schneeluft unbeweglich hoch über der Erde auf ſeinen Fittichen ruht. Das iſt zweifellos etwas wirklich Geſehenes, was ſich dem Gedächtnis eingeprägt und die Gedanken beſchäftigt hat. Es erſcheint daher recht müßig, wenn gelehrte Kommentatoren nicht die Mühe ſcheuen, darauf hinzuweiſen, daß das Bild vom Geier homeriſch ſei, daß zum Beiſpiel Achill mit einem hochfliegenden Adler verglichen werde und ſo weiter. Bücherſtaub! Nein, das iſt nicht geleſen, das iſt geſehen, mit offenen Sinnen aufgenommen an einem

Digitized by Google

dieſer Tage. Und als nun die dichteriſche Geſtaltungskraft die Eindrücke dieſer Winterreiſe zu verarbeiten, zu einem künſtleriſchen Ganzen zu vereinigen und abzurunden ſich anſchickt, da taucht dies Bild auf und gewinnt eigentümliches, höheres inneres Leben. Was er in dieſen Tagen der Einſamkeit und Einkehr bei ſich ſelbſt innerlich durchlebte, hat ihn emporgehoben über den Staub der Alltäglichkeit, ſeine Gedanken ſchweben über den Dingen und Sorgen des Erdenlebens, aus höherer Perſpektive ruht ſein Blick auf dem eigenen und der anderen Menſchen Schickſal, und ſo ſchwebt das Lied, das davon Kunde gibt, auch hoch über der Erde; aus der reinen ſtillen Höhe ſchaut er herab: dem Geier gleich. Ein wundervoller Eingangsakkord iſt ſo gefunden.

„Denn ein Gott hat jedem ſeine Bahn vorgezeichnet.“ Dieſer Übergang zum Thema wirkt überraſchend. Das „denn“ deutet auf einen innigen logiſchen Zuſammenhang mit dem Vorangehenden, der ſich aber nicht ſofort erſchließt, beſonders auch deswegen nicht, weil der folgende relativiſche Anſchluß: „die der Glückliche raſch zum freudigen Ziele rennt“ wieder einen neuen Gedanken bringt, der auf ein neues Gebiet hinüberträgt. Nur in völliger Hingabe und Verſenkung in die Situation, aus der dieſe Gedankengänge heraufſteigen wie die kriſtallenen Luftblaſen aus der Tiefe eines Brunnens, löſt ſich alles leicht und ſpielend: Über dem Staub des Alltagslebens ſchwebe mein Lied. Das iſt mein Recht, meine Pflicht. Denn (wie es ſpäter im Türmerlied heißt)

Digitized by Google

„Zum Sehen geboren, zum Schauen beſtellt . . . gehört mir die Welt.“ Dies Ziel hat mir Gott vorgezeichnet als meines, wie jedem andern das ſeine: „Denn ein Gott hat jedem ſeine Bahn vorgezeichnet.“

Vom Einzelnen, vom Ich ſchweift der Gedanke ins Allgemeine: die ganze Menſchheit, die ganze Fülle der Menſchenſchickſale, von höheren Mächten beſtimmt und entſchieden, liegt vor ſeinem geiſtigen Auge ausgebreitet; und dieſer Übergang iſt ſo ſchnell und ſelbſtverſtändlich, daß die relativiſche Anknüpfung dieſes zweiten, neuen Gedankens ihm natürlich erſcheint. Ein Gedanke ſpielt in den anderen beinahe wie die Waſſer einer Welle in die andere.

Das Bild des Glücklichen, ihm in der heiteren ſtillen Ruhe des Augenblicks ſo naheliegend, als Bild des eigenen Lebens, des Glücklichen, „der raſch zum freudigen Ziel rennt“ — die Vorſtellung von der Rennbahn ſchwebt vor — ſteht einen Augenblick vor ſeiner Seele.

Aber ſchon drängt eine andere Welle heran: das Bild des Unglücklichen, auch das ihm naheliegend, denn ſein Weg führt ihn ja zu einem ſolchen Stiefkind des Glücks, um aus ſeiner eigenen Glücksfülle ihm Troſt zu bringen.

Zugleich eine ganz andere Gleichnisreihe: Nicht einer, der zum Ziele rennt und ermattet zuſammenbricht, ehe er es erreicht; einer, „dem Unglück das Herz zuſammenzog,“ er hat überhaupt die Kraft nicht gehabt, auszulaufen, er ringt auf dem Platz, an die Scholle, in die Enge gebannt, ringt mit dem Leben, mit ſeinem Leben, wie mit

Digitized by Google

einem Netz, das ſich um ſeine Glieder legt, und ihm die freie Luft zum Atmen zu rauben droht: „Er ſträubt vergebens ſich gegen die Schranken des ehernen Fadens.“ Und doch hängt er am Leben, und der Tod, wenn er ſchließlich kommt, wird als bitter, als größte Härte empfunden: „Den die doch bittre Schere Nur einmal löſt.“

Zwei Bilder miſchen ſich hier; das Bild von dem Netz, den Schranken des ehernen Fadens und das wohl durch die Vorſtellung des Fadens hervorgerufene, es ablöſende Bild von dem Lebens-, dem Schickſalsfaden, den die Parze ſpinnt, und den ſchließlich ihre Schere durchſchneidet. Überhaupt ſind hier mit ſorgloſer Kühnheit ohnegleichen, die Schulmeiſterſeelen erbeben macht, die Bilder und Farben, — wie in „bittrer Schere“ — mit einander verſchmolzen und die Prägnanz des Ausdrucks in dem: „den die doch bittre Schere nur einmal löſt“, auf die höchſte Spitze getrieben. Aber vor unſere Seele iſt damit gebannt, in all dieſer Bilderflucht greifbar und ſchmerzlich rührend die Geſtalt und das Schickſal deſſen, „dem das Daſein eine Laſt“ und dem doch auch der Tod kein „ganz willkommener Gaſt iſt“.

Aus dieſen Reflexionen eine Ablenkung, ein Landſchaftsbild (Vers 18—22), das ſich hineindrängt, mit den äußeren Sinnen aufgenommen und in Anſchauung, das heißt künſtleriſche Wiedergabe, umgeſetzt wird. Er ſteht am Waldesrand auf der Bergeshöhe, flüchtendes Wild huſcht vorüber und birgt ſich im Schutz. Die

Digitized by Google

Natur iſt öde und ſpröde, unwirtlich; aus dem Grund taucht verlockend auf menſchliche Wohnſtätte, eine Stadt. (Wir entſinnen uns aus ſeinem Briefe des Anblicks von Sondershauſen!)

Aber trotz der Öde iſt in dieſer heiligen Stille ihm dieſer Anblick engen Wohlbehagens nicht Reiz. „Wer ſeine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen, die ſich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühſam Reiſende bedürfen gutes Mutes, der ſich leicht zu Übermut ſteigert. Unſer Reiſender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelaſſen und verachtet die Städter, deren Zuſtand er gleichnisweiſe ſchmählich herabſetzt," erläutert Goethe ſelbſt, und wir gedenken dabei auch jener Äußerung in dem Brief an Frau von Stein über das Leben in dieſer Einſamkeit. „Es iſt wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüſtigen Abſpannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zuſammenzieht."

Aus der Beobachtung wuchs die Anſchauung, aus der Anſchauung das Gleichnis und aus dem Gleichnis die Reflexion, in einem neuen aus der Phantaſie geſchöpften Bilde, den Gedanken der Geringſchätzung mühelosen Genießens fortſpinnend:

Leicht iſt's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Digitized by Google

Dabei fällt flüchtig humoriſtiſch ein Streifblick der Erinnerung auf die „ungebeſſerten“ Wege, die dem einſamen Reiſenden mehr als einmal ſich fühlbar machten.

Ein neues Bild:

Aber abſeits, wer iſt's?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Öde verſchlingt ihn.

„Das Bild des Einſamen kommt ihm wieder in den Sinn, er malt ſich's aus,“ heißt es in Goethes Erläuterung.

Ich möchte hier wagen, dem Dichter beſcheiden zu widerſprechen. Aus ſeiner eigenen Dichtung heraus, ſo wie wir ihn poetiſch geſtalten ſehen, ſo wie wir beobachtet haben, wie ſeine dichteriſche Phantaſie auf äußere und innere Reize reagiert, möchte ich doch vermuten, daß dieſes Bild, das er ſich „ausmalt“, ebenſo *geſehn* iſt, auf Beobachtung beruht, wie der Geier, das flüchtende Wild in unſerem Gedicht, oder der kleine feurige Bauer im Sturmlied. Die — irgendwo aufgefangene — Beobachtung ſolch eines Einſamen, der pfadlos ſcheu, wie ein flüchtiges Wild, ſich auch im Dickicht birgt, — „Hinter ihm ſchlagen Die Sträuche zuſammen, Das Gras ſteht wieder auf, Die Öde verſchlingt ihn“ — iſt der Ausgangspunkt der folgenden Reflexion. Das Geſehene wird

zum Gleichnis, und aus dem Gleichnis wächſt die Reflexion, nicht das Gleichnis aus der Reflexion. Ich glaube, nach der Fülle der Beiſpiele aus Goethes übrigen lyriſchen Dichtungen, die wir gerade jetzt kennen gelernt oder uns ins Gedächtnis zurückgerufen haben, erſcheint dieſer Vorgang ſo typiſch, daß wir auch hier ihn vorausſetzen dürfen. Die Vorſtellung aber, die dieſe Beobachtung erweckt, klingt wieder an in einem anderen Goethiſchen Wort: „Wer ſich der Einſamkeit ergibt, ach, der iſt bald allein.“

Im vollſten, reinſten, ſtillen Glücksbewußtſein innigſter Gemeinſchaft mit der Geliebten, in voller Harmonie mit der Lenkung eines günſtigen Schickſals erfaßt ihn das tiefſte Mitleid mit dem Armen, dem das verſagt iſt; und indem ihm dabei das Bild jenes unglücklichen Einſamen vorſchwebt, den kennen zu lernen er die Wanderung unternommen, wird dies Mitgefühl um ſo ſtärker, als dabei ſeine eigene Vergangenheit, wo er in ähnlichen Nöten einſam verſtrickt nicht aus noch ein wußte, ihm lebendig wieder ins Gedächtnis kommt:

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward,
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ung'nügender Selbſtſucht.

Digitized by Google

Wir entſinnen uns der Worte in dem Brief an Frau von Stein: „So lang ich im Druck lebte, ſo lang niemand für das, was in mir auf und ab ſtieg einig Gefühl hatte, entweder wie's geſchieht, die Menſchen erſt mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten ſcheel anſahn, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falſcher, ſchiefer Prätenſionen — da war ich elend, genagt, gedrückt, verſtümmelt, wenn Sie wollen."

Aus dieſem tiefen, menſchlich brüderlichen Mitgefühl, das durch die Erinnerung an die eigene Vergangenheit und kaum vernarbte Wunden einen eigentümlich innigen Klang bekommt, blüht dann auf das Gebet der Liebe, eines der innigſten, das je ein Menſch aus der Fülle des Glücks in ſtürmiſch überwallendem Gefühl an den „Vater der Liebe" gerichtet:

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!

Er ſieht ihn vor ſich, den Einſamen, der mit getrübtem Blick durchs Leben wandert wie durch die Wüſte, verſchmachtend nach Liebe, und unfähig zu ſehen die Freudenquellen ohne Zahl am Wege:

Öffne den umwölkten Blick
Über die tauſend Quellen
Neben dem dürſtenden
In der Wüſte!

Digitized by Google

Eigentümlich, wie alle Sinne hier herangezogen werden, um die lebendigſte, intenſivſte Vorſtellung ſeeliſcher Bedrängniſſe und ſeeliſchen Sehnens in uns zu erregen!

Je inniger er aber das Los des Einſamen und Verſchmachtenden beklagt, um ſo tiefer und voller, überſtrömender iſt das Gefühl des eigenen Glücks; ihm ſprudeln nicht nur die Quellen, er ſieht ſie, freut ſich ihrer, freut ſich darüber, wie die anderen, die ſeinem Herzen nahe ſtehen, ihrer genießen. Und unwillkürlich ſchweifen ſeine Gedanken zu dem fürſtlichen Freunde, der mit frohlichem Gefolg, wie es uns nachmals die Tafelrunde im Ilmenauer Tal vor Augen führt, den Freuden der Jagd, die in dieſem Fall auch anderen Segen bringen, obliegt:

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Übermut
Frohlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Und nun flutet der Strom wieder zu ihm zurück: in tiefer Einſamkeit geht ihm, dem freiwillig Einſamen, das Gefühl des einen, des höchſten Glücks auf, das ihm allein gehört.

Digitized by Google

In demſelben Augenblick tritt er aber auch aus dem Bannkreis bibliſcher Vorſtellungen und Terminologie heraus, nicht dem „Vater der Liebe“ und ſeinem „Pſalter“ gilt jetzt ſein Gebet:

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken.

Ein Strahl der Sonne Homers fällt in die Einſamkeit des nordiſchen Wintertages!

Unwillkürlich gedenkt man jenes goldigen Gewölks, das Zeus um ſeine Liebesumarmung mit Hera breitet:

„Here, weder ein Gott, o vertrau mir,
weder ein Menſch auch
Wird uns ſchau'n: denn ein ſolches Gewölk
verbreit' ich umher dir,
Strahlend von Gold; nie wird uns hindurch
ſpäh'n Helios ſelber.“

„Zerſtreuung“, ſagt Goethe einmal an anderer Stelle, „iſt wie eine goldne Wolke.“

Hier iſt die goldne Wolke wohl weder als deckender Schleier, der das ſüße Geheimnis vor den Augen der neugierigen Welt verbergen ſoll, noch auch als ein die Sorgen des Tages verſcheuchendes und zerſtreuendes Göttergeſchenk, das mit ſeinem goldigen Glanz alles verſchönt, zu denken, ſondern: In goldener Wolke wandelt der glücklich liebende Dichter, eingehüllt in freundliche, liebliche Erinnerungen und Gedanken an vergangenes

Digitized by Google

und kommendes Glück, und in dieſer lebendigen Erfaſſung reinſter Liebesfreuden ſich im Schutz der Gottheit fühlend, als ein Bevorzugter („Wen du nicht verläſſeſt, Genius,"), bittet er:

Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Bis die Roſe wieder heranreift, bis in der Nähe der Geliebten ihm wieder die friſche Roſe des Genießens entgegen blüht, ſoll Wintergrün, Erinnerung den Einſamen begleiten und ihm die Stirne mit Schöneres verheißendem Kranze ſchmücken.

„Alſo daß Ihre Liebe bei mir bleibe und die Liebe der Götter," ſchreibt Goethe an Frau von Stein am 9. Dezember. Hier iſt dieſer Wunſch verkörpert in greifbarer Geſtalt: Er ſieht ihn, er fühlt, der glückſelig Einſame in ſeiner goldenen Wolke ihn, Eros, der ihm nahe iſt, der ihm hold iſt, der ihn ſchützt. Allüberall ſieht er ihn: auf der nächtlichen Wanderung der Fackelträger, der ſeinen Pfad beleuchtet, wer iſt's? Eros ſelbſt:

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundloſe Wege
Auf öden Gefilden.

Digitized by Google

Jedes Licht, das auf dieſer Wanderung auf ſeinen Weg fällt, er dankt es Eros; jedes Hochgefühl, das ſeine Bruſt, Wetters Unbill zum Trotz, mit Freude ſchwellt, er dankt es Eros; alles Gute, alles Freudige, was ihm beſchert wird, alles, alles kommt aus dieſer Liebe, erhält ſeinen verklärenden Schein, ſeinen höheren eigentlichen Wert durch die Liebe!

Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Ein Triumphgeſang auf den Genius der Liebe, zur höchſten Ekſtaſe ſich aufſchwingend! Wir entſinnen uns dabei der Schilderung in dem Briefe an Frau von Stein, ausklingend in den Worten: „ich war oben heute und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebſten Dank geopfert.“

Im Sturmſchritt iſt in dieſem Jubelhymnus der Wanderer und ſind wir mit ihm, nachdem die Wanderung ſo zögernd bedächtig begonnen, auf einmal zum Ziel

Digitized by Google

emporgetragen, wir ſtehen oben auf dem Gipfel „zwiſchen jenen ahnungsvollen Granitklippen".

Aber das Auge bleibt nicht haften auf der Oberfläche, und die gewaltigen Steinmaſſen reden eine beſondere Sprache zu dem, der wenige Tage zuvor tief unten im Schoß der Erde Erzadern ſchimmern ſah und dem klopfenden Hammer in der Menſchenhand lauſchte: ſinnend ruht ſein Auge auf dem Rieſen, in deſſen Inneres noch niemand drang:

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erſtaunten Welt.

Und wieder aus der Enge des perſönlichſten Erlebniſſes ein Ausblick ins Weite:

Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

Die Metalladern der umliegenden Berge ſind gemeint, aus denen der belebende Strom rinnt über die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.*)

*) Es iſt merkwürdig, wie dies Mittagsgeſicht eines Dezembertages zwei Jahrzehnte ſpäter in der Walpurgisnacht zu einem neuen geſpenſtiſchen Leben erwacht, wie offenbar aus dem Keime dieſer Vorſtellung in der Harzreiſe ſich das wundervolle Bild entwickelt hat.

Digitized by Google

Haben wir ſo zunächſt einen Einblick in das Werden des Gedichtes gewonnen, uns die einzelnen inneren und äußeren Elemente, Tatſachen und Stimmungen, auf denen und aus denen die Dichtung ſich aufbaut, vergegenwärtigt, und dann von hier aus das Gedicht im Ganzen und in ſeinen Teilen als Kunſtwerk zu erfaſſen verſucht, ſo möchte ich doch damit die Aufgabe, die ich mir geſtellt, noch nicht als erfüllt anſehen. Vielmehr möchte ich gerade bei der „Harzreiſe" auf eine Seite der Betrachtung von Dichterwerken noch eingehen, die ich bisher abſichtlich ausgeſchaltet habe, teils weil ſich dazu bei

---

Meph.: Hier iſt ſo ein Mittelgipfel
Wo man mit Erſtaunen ſieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.
Fauſt: Wie ſeltſam glimmert durch die Gründe
Ein morgenrötlich trüber Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefſten Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da ſteigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Glut aus Dunſt und Flor,
Dann ſchleicht ſie wie ein zarter Faden,
Dann bricht ſie wie ein Quell hervor.
Hier ſchlingt ſie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern ſich durchs Tal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt ſie ſich auf einmal.
Da ſprühen Funken in der Nähe
Wie ausgeſtreuter goldner Sand.
Doch ſchau! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet ſich die Felſenwand.
Meph.: Erleuchtet nicht zu dieſem Feſte
Herr Mammon prächtig den Palaſt?

Digitized by Google

den früher behandelten die Gelegenheit nicht ſo bot, teils weil ſie für meine Zwecke, die ich hier verfolge, erſt in zweiter und dritter Linie in Betracht kommt.

Es handelt ſich um jene Art höherer Textkritik, die uns von der Behandlung der antiken Schriftſteller geläufig iſt, die dort auch in den meiſten, jedenfalls in vielen Fällen nicht nur als Selbſtzweck, ſondern als Mittel zum Zweck des Eindringens in die künſtleriſche Struktur eines Gedichtes wichtig und notwendig iſt, die aber auf moderne Dichtung und Dichter angewendet, leider nur zu häufig dem, was erreicht werden ſoll, mehr hinderlich als förderlich iſt.

Daß es aber unter Umſtänden auch bei einer modernen Dichtung einen hohen äſthetiſchen Reiz gewähren kann, dieſe Methode höherer Textkritik anzuwenden, dafür iſt die „Harzreiſe" ein ſchlagendes lehrreiches Beiſpiel; ja ſie fordert geradezu dazu heraus.

Ich habe darauf hingewieſen, wie unſer Gedicht einmal ſich dadurch von den früheren Wander- und Reiſegedichten, von der „Seefahrt" abgeſehen, unterſcheidet, daß es keine Improviſation, ſondern ein planmäßig aufgebautes Kunſtwerk iſt, und ferner, daß durch die Einblicke in Goethes Seelenleben und Erlebniſſe, die uns die gleichzeitigen Tagebücher und Briefe gewähren, die Einheitlichkeit und Geſchloſſenheit der ganzen Dichtung ungleich mehr ſich uns offenbart, als wenn wir ohne dieſe Vorbereitung heran treten.

Es ſind drei Themata, drei Töne, die angeſchlagen

Digitized by Google

werden, die wieder eine Dreiteilung des Gedichtes ergeben: das Los des einſamen Unglücklichen, dem Balſam zu Gift ward; die Liebe als Begleiterin und Schirmer; das Erlebnis auf dem Brocken.

Den unglücklichen Menſchenfeind kennen zu lernen war der eine Zweck der Reiſe; den Brocken zu beſteigen im Schnee der zweite, geheimſte; und auf dieſen Pfaden in jedem Augenblick der Gedanke an das Glück, das ſeiner bei der Rückkehr verſtohlen wartete, immer und überall das Bewußtſein der beſeligenden Nähe der Geliebten, — das war ſein Reiſegepäck und ſeine Wegzehrung.

Alſo in der Tat dadurch in dem Gedicht, trotz ſeiner wechſelnden Stimmungen, eine große Geſchloſſenheit.

Gleichwohl iſt Eins dabei auffallend — ich deutete ſchon darauf hin —: ein Stilwechſel, der ſich im Gedicht vollzieht und zwar zweimal.

Es beginnt mit einer Wanderung, auf der wir Schritt für Schritt den Dichter begleiten, er läßt uns teilnehmen an jeder einzelnen ſinnlichen Wahrnehmung (dem Geier, dem flüchtenden Wild, Anblick der Stadt und dem im Dickicht verſchwindenden Einſamen) und an den Reflexionen, die ſich ihm daraus ergeben. An das durch die letzte Beobachtung hervorgerufene leidenſchaftliche Gebet für den Einſamen reiht ſich der Gedanke an die Freunde, der Gedanke an die Geliebte.

Mit den Worten aber:

Digitized by Google

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht uſw.

hört die Wanderung auf. In dem Jubelhymnus auf die Liebe wird nur über die folgenden Stationen der Wanderung flüchtig, andeutend berichtet; wir nehmen nicht mehr daran Teil. Die Strecke Weges iſt er allein durchwandert, und wir hören davon trotz der präſentiſchen Form als von einer vergangenen Tatſache.

Dann aber ſtehen wir auf einmal, wieder ohne Vermittlung, mit ihm zuſammen auf dem Gipfel des Berges („Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen" uſw.). Und wenn wir uns nun aus den Tagebüchern und Briefen erinnern, daß der Teil der Wanderung, an dem wir wirklich teilnehmen, Bilder des erſten Reiſetages oder der erſten Reiſetage, daß der zweite rekapitulierende Teil die Erlebniſſe unmittelbar vor der Brockenbeſteigung widergibt und dieſe ſelbſt, ſo iſt es, glaube ich, nicht zu kühn, zu vermuten, daß ſo auch das Gedicht in drei, jedenfalls in zwei urſprünglich ſelbſtändige, für ſich entſtandene, erſt ſpäter miteinander verknüpfte Beſtandteile zerfällt.

Der erſte Teil iſt ein vollkommen in ſich abgeſchloſſenes fertiges Gedicht, entſtanden vor der Brockenbeſteigung, gipfelnd in der Strophe: „Aber den Einſamen hüll' in deine Goldwolken!"

In dieſem Teil iſt völlige Stileinheit, vollkommenſte Harmonie des Ganzen und aller ſeiner Teile: Die Wanderung, die Gefühle, die dadurch ausgelöſt werden,

Digitized by Google

ganz in Anſpruch genommen durch die Vorſtellung des Unglücklichen, dem er zuſtrebt. Aus tiefſtem Mitleid mit dem Einſamen geboren, aus dem freudigſten Bewußtſein des eigenen Reichtums — Freundſchaft und Liebe — und das Ganze gipfelnd in dem freundlich zärtlichen Gedenken an die Geliebte.

Ich glaube, das Gedicht war fertig, dann kam die Beſteigung des Brockens mit all den neuen Eindrücken; und mit ihnen das Bedürfnis, dies für ihn ſo bedeutungsvolle und beglückende Erlebnis, das ſchließlich den urſprünglichen Zweck der Reiſe (Pleſſing zu beſuchen) ganz zurücktreten ließ, mit in dieſe Dichtung noch zu verflechten.

So ward, etwas anorganiſch, jener Hymnus an Eros angefügt, den Wanderer, den wir auf den Höhen von Sondershauſen, in träumeriſches Sinnen verloren, verlaſſen, im Fluge auf den Brocken zu tragen und mit der Apoſtrophe an dieſen den wuchtigen Schlußſtein des Ganzen zu ſetzen.

Digitized by Google

XII.

Trilogie der Leidenſchaft.

An Werther.

I. Noch einmal wagſt du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegneſt mir auf neu beblümten Matten
Und meinen Anblick ſcheuſt du nicht.
Es iſt, als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Tau auf einem Feld erquickt
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheideſonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren.

II. Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Los:
Der Tag, wie lieblich, ſo die Nacht, wie groß!
Und wir gepflanzt in Paradieſes Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,

Digitized by Google

Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünſchenswert ergänzt,
Von außen düſtert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Äußres deckt mein trüber Blick,
Da ſteht es nah — und man verkennt das Glück.

III. Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Geſtalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor,
Im Frühling tritt als Frühling ſelbſt hervor,
Entzückt, erſtaunt, wer dies ihm angetan?
Er ſchaut umher, die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbefangne Haſt,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palaſt;
Wie Vögelſchar an Wäldergipfeln ſtreift,
So ſchweift auch er, der um die Liebſte ſchweift,
Er ſucht vom Äther, den er gern verläßt,
Den treuen Blick, und dieſer hält ihn feſt.

IV. Doch erſt zu früh und dann zu ſpät gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt ſich umgarnt;
Das Wiederſehn iſt froh, das Scheiden ſchwer,
Das Wieder-Wiederſehn beglückt noch mehr,
Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;
Doch tückiſch harrt das Lebewohl zuletzt.

V. Du lächelſt, Freund, gefühlvoll, wie ſich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;

Digitized by Google

Wir feierten dein kläglich Mißgeſchick,
Du ließeſt uns zu Wohl und Weh zurück!
Dann zog uns wieder ungewiſſe Bahn
Der Leidenſchaften labyrinthiſch an;
Und wir, verſchlungen wiederholter Not,
Dem Scheiden endlich — Scheiden iſt der Tod!
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen halbverſchuldet,
Geb' ihm ein Gott zu ſagen was er duldet.

Elegie.

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide.

I. Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
Von dieſes Tages noch geſchloſſ'ner Blüte?
Das Paradies, die Hölle ſteht dir offen;
Wie wankelſinnig regt ſich's im Gemüte! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt ans Himmelstor,
Zu ihren Armen hebt ſie dich empor.

II. So warſt du denn im Paradies empfangen,
Als wärſt du wert des ewig ſchönen Lebens;
Dir blieb kein Wunſch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigſten Beſtrebens,
Und in dem Anſchaun dieſes einzig Schönen,
Verſiegte gleich der Quell ſehnſüchtiger Tränen.

Digitized by Google

III. Wie regte nicht der Tag die raſchen Flügel,
Schien die Minuten vor ſich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächſten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen ſich in zartem Wandern
Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz den andern.

IV. Der Kuß, der letzte, grauſam ſüß, zerſchneidend
Ein herrliches Geflecht verſchlungner Minnen.
Nun eilt, nun ſtockt der Fuß, die Schwelle meidend,
Als trieb ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge ſtarrt auf düſtrem Pfad verdroſſen,
Es blickt zurück, die Pforte ſteht verſchloſſen.

V. Und nun verſchloſſen in ſich ſelbſt, als hätte
Dies Herz ſich nie geöffnet, ſel'ge Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmut, Reue, Vorwurf, Sorgenſchwere
Belaſten's nun in ſchwüler Atmoſphäre.

VI. Iſt denn die Welt nicht übrig? Felſenwände,
Sind ſie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte, reift ſie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht ſich's nicht hin am Fluß durch Buſch und Matten?
Und wölbt ſich nicht das überweltlich Große,
Geſtaltenreiche, bald Geſtaltenloſe?

Digitized by Google

VII. Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernſter Wolken Chor,
Als glich' es ihr, am blauen Äther droben
Ein ſchlank Gebild aus lichtem Duft empor;
So ſahſt du ſie in frohem Tanze walten,
Die Lieblichſte der lieblichſten Geſtalten.

VIII. Doch nur Momente darfſt dich unterwinden,
Ein Luftgebild ſtatt ihrer feſtzuhalten;
Ins Herz zurück! dort wirſt du's beſſer finden,
Dort regt ſie ſich in wechſelnden Geſtalten;
Zu vielen bildet *eine* ſich hinüber,
So tauſendfach und immer, immer lieber.

IX. Wie zum Empfang ſie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf ſtufenweis beglückte;
Selbſt nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteſten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenſchrift ins treue Herz geſchrieben.

X. Ins Herz, das feſt, wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und ſie in ſich bewahret,
Für ſie ſich freut an ſeiner eignen Dauer,
Nur weiß von ſich, wenn ſie ſich offenbaret,
Sich freier fühlt in ſo geliebten Schranken
Und nur noch ſchlägt, für alles ihr zu danken.

Digitized by Google

XI. War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöſcht, verſchwunden;
Iſt Hoffnungsluſt zu freudigen Entwürfen,
Entſchlüſſen, raſcher Tat ſogleich gefunden;
Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an mir aufs lieblichſte geleiſtet;

XII. Und zwar durch ſie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geiſt und Körper, unwillkommner Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüſten Raum beklommner Herzensleere;
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie ſelbſt erſcheint in milder Sonnenhelle.

XIII. Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beſeliget — wir leſen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Weſens;
Da ruht das Herz, und Nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

XIV. In unſers Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſein! — Solcher ſeligen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr ſtehe.

Digitized by Google

XV. Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften,
Zerſchmilzt, ſo längſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.

XVI. Es iſt, als wenn ſie ſagte: „Stund' um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Geſtrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wiſſen iſt's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute, —
Die Sonne ſank und ſah noch, was mich freute.

XVII. Drum tu' wie ich und ſchaue froh verſtändig
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verſchieben!
Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln ſei's, zur Freude, ſei's dem Lieben;
Nur wo du biſt, ſei alles, immer kindlich,
So biſt du alles, biſt unüberwindlich."

XVIII. Du haſt gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunſt des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich augenblicks den Günſtling des Geſchickes;
Mich ſchreckt der Wink, von dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir, ſo hohe Weisheit lernen!

Digitized by Google

XIX. Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu ſagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das laſtet nur, ich muß mich ihm entſchlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rat als grenzenloſe Tränen.

XX. So quellt denn fort und fließet unaufhaltſam!
Doch nie gelang's, die innre Glut zu dämpfen!
Schon raſt's und reißt in meiner Bruſt gewaltſam,
Wo Tod und Leben grauſend ſich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu ſtillen;
Allein dem Geiſt fehlt's am Entſchluß und Willen,

XXI. Fehlt's am Begriff: wie ſollt' er ſie vermiſſen?
Er wiederholt ihr Bild zu tauſend Malen.
Das zaudert bald, bald wird es weggeriſſen,
Undeutlich jetzt und jetzt im reinſten Strahlen;
Wie könnte dies geringſtem Troſte frommen,
Die Ebb' und Flut, das Gehen wie das Kommen!

XXII. Verlaßt mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! euch iſt die Welt erſchloſſen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forſcht, die Einzelheiten ſammelt,
Naturgeheimnis werde nachgeſtammelt.

Digitized by Google

XXIII. Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſeligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zugrunde.

Ausſöhnung.

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo ſind die Stunden überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte dir erkoren!
Trüb iſt der Geiſt, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelſchwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menſchen Weſen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

Und ſo das Herz erleichtert merkt behende,
Daß es noch lebt und ſchlägt und möchte ſchlagen,
Zum reinſten Dank der überreichen Spende
Sich ſelbſt erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte ſich — o, daß es ewig bliebe!
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe.

Digitized by Google

Die Stimme eines Mannes, der aus Sturm und Wirren leidenſchaftdurchtobter Jugendjahre Ziel und Richtung und den freien Blick über die Menſchheit gefunden und damit das innere Gleichgewicht, hörten wir aus der „Harzreiſe", dem Lebensbekenntnis des achtundzwanzigjährigen Goethe. Wir begleiten den Dichter des „Werther" auf einer Wanderung, unternommen, um einem — wie Werther — in ſelbſtiſcher Qual verſtrickten Mitmenſchen, aus der Fülle des eignen erkämpften Friedens und Glückes, Troſt ins Leben zu bringen; und den Becher füllt ihm die Gewißheit einer Liebe, die er ſich jeden Augenblick nahe weiß, und in deren freudigem Gedenken ſich alle Diſſonanzen des Tages gern und willig auflöſen. Ein Lebensbekenntnis Goethes mit einem Worte, das zuſammen mit der wenige Jahre ſpäter entſtandenen „Zueignung" die Geſtirne, welche ſein Leben beherrſchten und beglückten, widerſpiegelt im Morgen des Lebens.

Faſt ein halbes Jahrhundert liegt zwiſchen dieſem Morgenweckruf und den Erlebniſſen, aus denen jene drei Gedichte erwuchſen, die Goethe unter dem Titel: „Trilogie der Leidenſchaft" zuſammengefaßt hat. Dieſe Gedichte, urſprünglich nicht zuſammengehörig, nicht als Glieder einer Kette oder als Teile eines Kunſtwerks konzipiert — das letzte iſt zuerſt entſtanden, und das erſte zuletzt — ſind trotzdem innerlich aufs engſte verbunden, durch ein und dieſelbe Stimmung als Quelle, und durch ein und dieſelbe Lebensperſpektive, und ſo ſchließen ſie ſich zuſammen zu einem Lebensbe-

Digitized by Google

kenntnis des greisen Goethe von einer erschütternden Offenheit und zugleich Leidenschaftlichkeit, die die Überschrift nur zu sehr rechtfertigt.

Für uns, die wir bisher Goethe auf vielverschlungenen Bahnen begleitet haben, und in deren Ohren noch all die Töne nachklingen, die das Leben in seiner Seele geweckt und zu künstlerischen Harmonieen gestaltet hat, für uns aber ist dies Bekenntnis des Greises ein Schlußakkord, wie er ergreifender und harmonischer kaum gedacht werden kann. Die große innere Einheitlichkeit dieses Lebens tritt uns daraus mächtiger und überzeugender entgegen als aus hundert Lebensbeschreibungen. Der große glückliche Mensch, den wir immer vor Augen haben, wenn wir an Goethe denken, der Mensch, auf den Schillers Gedicht an das Glück geschrieben zu sein scheint, dieser große Mensch, der aus glücklichen Augen in die Welt schaute, reißt hier noch einmal vorm Scheiden, ehe das Alter und der Tod ihm die Lippen versiegeln, den Schleier von seinem geheimsten Denken und Fühlen und lehrt uns, daß das Glück seines Lebens nicht das Glück a n s i c h war, sondern die Gabe, das Glück zu sehen, und aus der tiefsten Tiefe seelischer Qual und der schrillsten Dissonanz der Fratzen des Lebens immer wieder eine neue Welt sich aufzubauen. Nicht nur, wie es heißt: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide", sondern mehr noch das Wort aus dem Faustischen Geisterchor, das dort als Mahnung klingt, ist in ihm und an ihm zur Wahrheit geworden:

Digitized by Google

Mächtiger
Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In deinem Buſen baue ſie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf.

Anders klingt das Lied, das der Jüngling anſtimmt, deſſen Fahrzeug der erſte Sturm die Segel zerfetzt und mit zerbrochnem Steuer in den Hafen geſcheucht hat, anders das des Greiſes, den dicht vorm Hafen ein jäher Orkan gefaßt und noch einmal aufs hohe Meer der Leidenſchaft hinausgetrieben hat, aber beiden iſt Tröſterin und Helferin ſie, von der ſchon der Knabe ſang: „Du nur warſt mein Zeitvertreib, goldne Phantaſie."

Die erſte große Leidenſchaft, von der die Welt durch ſeine Dichtung erfuhr, zu der er ſich vor der Welt bekannte, war die Leidenſchaft für Lotte Keſtner in Wetzlar. Und er ward frei von ihr durch den Werther, damals ein Jüngling von fünfundzwanzig Jahren. Die letzte Leidenſchaft, zu der er ſich vor der Welt bekannte, die letzte Leidenſchaft ſeines Lebens überhaupt, war die für Ulrike von Levetzow, und er ward frei von ihr durch jene Ausſprache in der Elegie, ein Greis von fünfundſiebzig Jahren.

Digitized by Google

In dieſer Zeit, wo ſchmerzlich ſüß er zum letzten Mal in Leidenſchaft erbebte und von ihr frei zu werden ſuchte, ward ihm durch einen äußeren Anlaß — eine neue Ausgabe des „Werther“ und die Bitte des Verlegers, ſie mit einem Vorwort zu begleiten — Werthers Geſtalt als ein Symbol ſeines eigenen Jugendleidens wieder nahegebracht, und ganz von ſelbſt drängt nun, was ſein Herz bewegt, in dieſer leidenſchaftlich erregten Stimmung ſich ihm auf die Lippen in einem Zwiegeſpräch mit jenem vielbeweinten Schatten, der den Becher des Lebens, deſſen letzten bittern Reſt zu leeren ihm jetzt beſchieden iſt, voreilig klug, nachdem er kaum die erſten Züge daraus getan, von ſich geſtoßen. Greis und Jüngling ſehen ſich tief in die Augen:

Noch einmal wagſt du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegneſt mir auf neubeblümten Matten
Und meinen Anblick ſcheuſt du nicht.
Es iſt, als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Tau auf einem Feld erquickt
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheideſonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Los:
Der Tag, wie lieblich, ſo die Nacht wie groß!

Digitized by Google

Und es klingt uns dabei aus der „Zueignung“ das verheißungsvolle Wort in die Ohren:

Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Aber es iſt nur Schein; die Diſſonanz iſt der Grundton des Lebens, die Täuſchung ſein Begleiter, Enttäuſchung das Endziel. Und dieſes Spiel beginnt vom erſten Tage des bewußten Lebens:

Und wir gepflanzt in Paradieſes Wonne
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünſchenswert ergänzt,
Von außen düſtert's, wenn es innen glänzt
Ein glänzend Äußres deckt mein trüber Blick,
Da ſteht es nah — und man verkennt das Glück.

Im Haſchen nach dem Schein geht das Sein verloren. Wirrſal, Verirrung und Enttäuſchung erſter Kinder- und Jünglingsjahre; jene Unfähigkeit, das eigne Gefühl mitzuteilen, und das Unvermögen zugleich, ſich ſelbſt zu kennen, und mit der Außenwelt aus der eignen Selbſterkenntnis heraus in Frieden zu kommen.

Da auf einmal kommt Licht:

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Geſtalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor,
Im Frühling tritt als Frühling ſelbſt hervor,

Digitized by Google

Entzückt, erſtaunt, wer dies ihm angetan?
Er ſchaut umher, die Welt gehört ihm an.

Die erſte ganz naive Beſitzergreifung der Welt durch den Willen, geboren aus dem Gefühl der Kraft, die das Bewußtſein gebender und empfangender Liebe erweckt! Der Drang ins Weite, bei gleichzeitigem luſtvollen Beharren im Bann des Glücks, das aus zwei geliebten Augen leuchtet:

Ins Weite zieht ihn unbefangne Haſt,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palaſt;
Wie Vogelſchar an Wäldergipfeln ſtreift,
So ſchweift auch er, der um die Liebſte ſchweift,
Er ſucht vom Äther, den er gern verläßt,
Den treuen Blick, und dieſer hält ihn feſt.

Bis hierher iſt alles klar und durchſichtig. Das Bild jener nur genießenden Jugend, die das Glück erhaſcht zu haben glaubt, iſt mit wundervoller Anſchaulichkeit uns vor die Seele geſtellt.

Nun aber das Folgende:

Doch erſt zu früh und dann zu ſpät gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt ſich umgarnt.

Die Unbefangenheit flieht; jede einzelne Erfahrung, ſo freundlich und lieblich auch an ſich, wird in der Reihe zu Gliedern einer Kette, die den freien Flug der Seele hemmt, und die freudige Unbefangenheit des Genießens

Digitized by Google

trübt. Im Wechſel von Sich-finden und Sich-wieder-verlieren, anfangs als Reiz empfunden, bringt ſchließlich die Erfahrung, daß keine Dauer beſchieden iſt, auch in die Stunden des Genießens ſchon den disharmoniſchen Akkord des Zweifels: Wie lange?!

Das Wiederſehn iſt froh, das Scheiden ſchwer,
Das Wieder-Wiederſehn beglückt noch mehr,
Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;
Doch tückiſch harrt das Lebewohl zuletzt.

Dies Lebewohl, das keinem erſpart wird, hat er, deſſen Geſtalt jetzt vor ſeiner Seele ſteht, die Verkörperung der Qualen jugendlicher Leidenſchaft, ſo ſchnell als möglich geſprochen. Er hat nicht auf die Ernüchterung durch die Erfahrung gewartet:

Du lächelſt Freund, gefühlvoll, wie ſich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;
Wir feierten dein kläglich Mißgeſchick
Du ließeſt uns zu Wohl und Weh zurück!

Wir aber, deine Jugendgenoſſen, wir haben ſeitdem, auf labyrinthiſchen Bahnen der Leidenſchaft unwiderſtehlich fortgeriſſen, in allem Glück auch nur die bittere Wahrheit immer wieder erfahren müſſen, daß der T o d es iſt, der herrſcht, und nicht das L e b e n.

Dann zog uns wieder ungewiſſe Bahn,
Der Leidenſchaften labyrinthiſch an;
Und wir, verſchlungen wiederholter Not,
Dem Scheiden endlich — Scheiden iſt der Tod!

Digitized by Google

Wir Lebenden kennen das Grauſen des Todes beſſer als du: denn Scheiden iſt der Tod.

Aber auch dieſer Tod, ſo bitter er empfunden wird, er iſt gleich jenem ſelbſtgewählten Schickſal des unglücklichen Werther nicht nur ein Verhängnis, ſondern auch Schuld hat daran Teil. Denn die Leidenſchaft, die bindet, ſie iſt es auch, die wieder auseinanderreißt. Dieſer Kampf zwiſchen Schuld und Unglück aus Leidenſchaft iſt Menſchenlos. Nicht jedem iſt er beſchieden, ihn ſiegreich zu beſtehen:

Wie klingt es rührend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!

Aber wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt, ſo iſt dem Dichter das Geſchenk verliehen, das Leid zu verklären im Lied:

Verſtrickt in ſolche Qualen, halbverſchuldet,
Geb ihm ein Gott zu ſagen was er duldet.

So war es vor langen Jahren, daß der jugendliche Dichter in ſolchen Qualen halbverſchuldet verſtrickt ſeines Herzens Wunden öffnete und den „Werther" ſchrieb; ſo iſt es heute an der Schwelle des Todes, daß der Greis ſich aus ſolchen Qualen befreit durch das Lied. Erſte und letzte Liebe klingt zuſammen. Von der Wonne und Qual des Wiederſehens und Scheidens als einem Grundakkord, auf den das leidenſchaftdurchtobte Menſchenherz geſtimmt iſt, ſprach das erſte Gedicht der Trilogie. Das Erlebnis,

Digitized by Google

das ihm dieſe Lebensperſpektive noch einmal vorm letzten Scheiden mit grauſamer Deutlichkeit vor die Augen brachte, und das infolgedeſſen auch die Gedankengänge der ſich in die Vergangenheit zurückverlierenden Dichtung beherrſcht, lag damals ein Jahr hinter ihm, und hatte die dichteriſche Verklärung in dem zweiten Gedicht der Trilogie, der „Elegie", gefunden, der er als Motto die verwandten Worte aus dem Taſſo voranſetzte:

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen was ich leide.

An einem Oktoberabend 1823 war es, ſo erzählt uns Eckermann, daß Goethe ihm ſein neueſtes, liebſtes Gedicht zum Leſen gab, „die Elegie von Marienbad". „Ich muß hier," fährt er fort, „in bezug auf den Inhalt des Gedichts einiges nachholen. Gleich nach Goethes damaliger Zurückkunft aus Marienbad verbreitete ſich hier die Sage, er habe dort die Bekanntſchaft einer an Körper und Geiſt gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme gehört, habe er immer raſch ſeinen Hut genommen und ſei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde verſäumt bei ihr zu ſein, er habe glückliche Tage gelebt; ſodann: die Trennung ſei ihm ſehr ſchwer geworden, und er habe in ſolchem leidenſchaftlichen Zuſtande ein überaus ſchönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligtum anſehe und geheim halte." „Ich glaubte", fügt Eckermann

Digitized by Google

hinzu, „dieſer Sage, weil ſie nicht allein ſeiner körperlichen Rüſtigkeit, ſondern auch der produktiven Kraft ſeines Geiſtes und der geſunden Friſche ſeines Herzens vollkommen entſprach . . . . Er hatte die Verſe eigenhändig mit lateiniſchen Lettern auf ſtarkes Papier geſchrieben und mit einer ſeidenen Schnur in eine Decke von rotem (ſpäter blauem!) Marokin befeſtigt, und es trug alſo ſchon im Äußern, daß er dieſes Manuſkript vor allen ſeinen übrigen beſonders wert hielt."

An jenem Abend ſagte Goethe ſelbſt über das Gedicht nichts mehr als: „Gelt, da hab ich euch etwas Gutes gezeigt?"

Etwa drei Wochen ſpäter aber veranlaßte er Eckermann, ſich über den Eindruck, den es auf ihn gemacht, zu äußern, und fügte dann hinzu: „Sie ſehen das Produkt eines höchſt leidenſchaftlichen Zuſtandes; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingeraten: Ich ſchrieb das Gedicht unmittelbar, als ich von Marienbad (muß heißen: Karlsbad) abreiſte und ich mich noch im vollen, friſchen Gefühl des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der erſten Station ſchrieb ich die erſte Strophe, und ſo dichtete ich im Wagen fort und ſchrieb von Station zu Station das im Gedächtnis Gefaßte nieder, ſodaß es abends fertig auf dem Papier ſtand. Es hat daher eine gewiſſe Unmittelbarkeit und iſt wie aus einem Guſſe welches dem Ganzen zugute kommen mag."

Digitized by Google

Goethes Tagebuchaufzeichnungen bestätigen, daß das Gedicht zwischen dem 5. und 7. September auf der Rückreise von Karlsbad zwischen Karlsbad und Eger entworfen und abschnittweise abends niedergeschrieben ist.

Es ist also auch dies ein Wander- und Reisegedicht, wie „Wanderers Sturmlied", „An Schwager Kronos", „Harzreise" und wie in gewissem Sinne auch die „Zueignung"; es fordert daher schon um deswillen zu Vergleichen heraus, die mancherlei verwandte Züge ergeben.

Und doch hatte Eckermann recht, wenn er bemerkte, „daß es in seiner ganzen Art etwas Eigentümliches habe, sodaß es an keins der andern Goetheschen Gedichte erinnere." „Das mag daher kommen," erwiderte jener darauf, „ich setzte auf die Gegenwart, so wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt, und suchte sie ohne Übertreibung so hoch zu steigern als möglich." In der Tat ein bedeutungsvoller, für die Erschließung des künstlerischen Aufbaus wichtiger Fingerzeig.

Vorher aber über das Erlebnis selbst, das diese letzte Leidenschaft im Gemüt des Fünfundsiebzigjährigen entflammte, ein Wort. Wir kennen sie jetzt genau, auch — seit Suphans Publikation*) — im Bilde, die „lieblichste der lieblichen Gestalten", Ulrike von Levetzow, besonders seit im Goethejahrbuch 1900 (21.) Goethes Briefe an

*) Schriften der Goethegesellschaft Bd. XV: Elegie September 1823. Goethes Reinschrift mit Ulrikens von Levetzow Briefen an Goethe und ihrem Jugendbildnis. Herausgegeben von B. Suphan, Weimar 1900.

Digitized by Google

ſie und ihre Mutter veröffentlicht ſind. Schon vorher hatte ein Aufſatz von Loepers*) mancherlei Licht verbreitet. Danach ſteht feſt, daß Goethe bereits bei ſeinem Aufenthalt 1821 im Sommer in Marienbad in dem ihm ſeit langer Zeit befreundeten Hauſe des Herrn von Bröſigke die damals ſiebzehnjährige Ulrike von Levetzow kennen gelernt hatte, die dort mit ihrer verwitweten Mutter, einer Tochter von Bröſigkes, und ihren Geſchwiſtern den Sommer verbrachte, und daß Goethe bereits in dieſem und vor allem im folgenden Jahre in dieſem Kreis verkehrt hat. Auch Ulrikens Mutter hatte im Jahre 1806 einen großen Eindruck auf Goethe gemacht; ſie erſchien ihm damals als Verkörperung ſeiner Pandora. Daß Ulrike von Anfang an, jedenfalls ſchon ſeit 1822 Gegenſtand ſeines beſonders zärtlich väterlichen Intereſſes geweſen, geht ſowohl aus einem Brief Goethes an ſie aus dem Januar 1823, wie aus ſonſtigen kleinen Gelegenheitsdichtungen hervor. Zur Leidenſchaft aber iſt ſicher dies Gefühl erſt erwacht im Sommer 1823, und es kann auch kein Zweifel darüber ſein, daß das Gerücht, von dem Eckermann erzählt, auf Wahrheit beruht, daß Goethe eine Zeitlang ernſtlich daran gedacht hat, Ulrike ſeine Hand anzubieten; doch iſt das entſcheidende Wort nie geſprochen worden. Wie weit Ulrike ſeine Leidenſchaft wirklich erkannt oder gar erwidert hat, wiſſen wir nicht.

*) Goethejahrbuch VIII. „Zu Goethes ‚Trilogie der Leidenſchaft'."

Digitized by Google

Sie hat bis in ihr hohes Alter († 1899) ein absolutes Stillschweigen darüber bewahrt, wohl aber ist das sicher, daß der Gedanke an sie, die Leidenschaft, die sie in ihm erregt, der letzte große Schmerz, aber auch die letzte große Freude, der letzte Sonnenstrahl in Goethes Leben gewesen ist.

Aus der Zeit nach der Rückkehr von Marienbad 1823 erzählt Eckermann, er sei in der Dämmerung bei Goethe eingetreten: „Er saß auf einem hölzernen Lehnstuhl vor seinem Arbeitstische; ich fand ihn in einer wunderbar sanften Stimmung, wie einer, der von himmlischem Frieden ganz erfüllt ist, oder wie einer, der an ein süßes Glück denkt, das er genossen hat, und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele schwebt."

Ich habe oben jenes Gedichtes aus der Straßburger Zeit gedacht, „Willkommen und Abschied":

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan, fast eh' gedacht.

Die Schilderung jenes stürmischen Nachtritts, in dem das dämonisch Schauerliche der nächtlichen Natur durchleuchtet, verklärt, überwunden wird durch die jubelnde Freude der Erwartung:

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Mut,
In meinen Adern welches Feuer,
In meinem Herzen welche Glut!

Digitized by Google

Dann die Schilderung der Wonne des Wiederſehens:

Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht.

Und ſchließlich der Abſchied, tränen- und ſchmerzvoll, aber trotzdem mit dem Ausklang:

Und doch welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Ein wunderbar hinreißendes Spiegelbild ſtürmiſch beglückender und beglückter Jugendleidenſchaft, die auch über den Trennungsſchmerz triumphiert in dem Gefühl des unendlichen Reichtums, der aus Gegenwart und Zukunft der Jugend entgegenbrauſt und -quillt ohne Ende.

Schwerlich wird Goethe in jenen Tagen, als nach dem Abſchied von Ulrike ihm ſich jene Elegie geſtaltete, an jene weit zurückliegende Jugenderinnerung gedacht haben. Das gegenwärtige Leid bedrängte ihn viel zu ſehr. Aber für uns iſt es eine eigentümliche Erfahrung und Beobachtung, wie unwillkürlich aus einer verwandten Situation die künſtleriſch geſtaltende Phantaſie des Greiſes in dieſelben Bahnen einlenkt, wie die des Jünglings, und wie trotzdem oder gerade *dadurch* der ungeheure Kontraſt der Lebensperſpektive der Jugend und des Alters mit erſchütternder Gewalt und Tragik ſich uns aufdrängt. Dort:

Es ſchlug mein Herz, *geſchwind* zu Pferde.
Es war getan, ſchon eh' gedacht!

Digitized by Google

Hier die zögernde, zweifelnde Frage:

Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
Von dieſes Tages noch geſchloſſner Blüte?
Das Paradies, die Hölle ſteht dir offen;
Wie wankelſinnig regt ſich's im Gemüte!

Es iſt ein müder Wanderer, der ſo ſpricht, dem Erfahrung und ihr Kind, die Sorge, ſich als Wegbegleiter geſellt haben. Aber noch einmal gelingt es des leidigen Geleits ſich zu entledigen — die Gegenwart, das Daſein beſiegt den Zweifel:

Kein Zweifeln mehr,
Sie tritt ans Himmelstor,
Zu ihren Armen hebt ſie dich empor.

Das iſt der kurze Ouvertürenſatz, der Vorklang zu dem eigentlichen Gedicht, als ſolcher in Goethes Handſchrift auch äußerlich markiert: er ſteht für ſich. Zwiſchen ihm und den beiden ebenfalls in der Handſchrift von Goethe für ſich geſtellten Schlußſtrophen, die den Ausklang bilden, ſtehen die zwanzig Strophen, die das eigentliche Thema der Elegie behandeln: Willkommen und Abſchied.

Dieſe zwanzig Strophen ſelbſt ſind aber wieder gegliedert in ſehr eigentümlicher Weiſe. Zunächſt in drei Strophen eine kurze, doch ungemein beredte und ſinnlich anſchauliche Schilderung des Wiederſehens, des Willkommens, und zwar, ebenſo wie in jenem Jugendgedicht, nicht als Gegenwarts-, ſondern Vergangenheits-

Digitized by Google

ſchilderung, während der Eingangsakkord aus der Gegenwart der Vergangenheit heraus und bis an die Schwelle des Ereigniſſes geführt hatte. (Strophe 2 bis 4.) Im letzten Vers der letzten Strophe iſt aus dem Willkommen ſchon der vollendete Abſchied geworden.

Die drei folgenden Strophen 5, 6, 7 bilden in der Leidenſchaftsanalyſe einen Ruhepunkt: die Schilderung der Abſchiedsſchmerzſtimmung und der Verſuche, ihrer Herr zu werden. Während in der erſten von ihnen nur die Verdüſterung des Gemüts des aus dem Paradies Vertriebenen zum Ausdruck kommt, wird in den folgenden mit dem alten Heilmittel für alle Seelenſchmerzen, der Flucht an den Buſen der Natur, Befreiung und Erlöſung geſucht. (Strophe 5, 6.) Das iſt aber nicht etwa eine aus der Reflexion entſprungene bewußte Heilmethode, ſondern ſie bietet ſich ihm ſelbſt an. Wir entſinnen uns, es iſt ja auch dies ein Wanderer- und Reiſegedicht, auf der Reiſe konzipiert und durch wechſelnde auf der Reiſe empfangene Eindrücke in ſeinem Stimmungsgehalt nicht ſo ſehr als in ſeinen Ausdrucksformen beeinflußt.

Während das Auge des Reiſenden im Ausblick in die Natur das Beſänftigungsmittel für die ſtürmiſch erregte Seele ſucht und Troſt, ſpiegelt ihm aber gerade dieſe das Bild der Verlorenen wieder; oder richtiger, durch die natürliche Welt, wie durch einen Schleier hindurch, leuchtet die geliebte Geſtalt. In der Wolke, von der Sonne beſtrahlt, erſcheint ſie ſelbſt (Strophe 7)

Digitized by Google

wie vor Jahren der einſame Wanderer ſang: „Mir iſt's, gedenk ich nur an dich, als ſäh den Mond ich an," und wie in der Morgenfrühe aus den den Berg umgebenden Nebeln, die die Sonne beleuchtet und zerteilt, die göttliche Geſtalt auftauchte, die die Züge der geliebten Freundin trug. (Strophe 7.)

Aber je lieblicher dadurch das Bild vergangener Freuden erneut wird, deſto ſchmerzlicher empfindet der Einſame, daß mit der Flucht in die Welt der Erſcheinungen doch nur ein flüchtig Schauſpiel gewonnen iſt für die Sinne, das in dem Augenblick, wo es in die Luft zerronnen iſt, um ſo ſchmerzlicher dem einen Moment freundlich Betrogenen den Verluſt zum Bewußtſein bringt. Und ſo richtet ſich der Blick wieder nach innen, das Bild, das die Erinnerung im Herzen aufbewahrt, zu erneuen, um an ſeinem Anblick die Luſt vergangenen Glücks wieder in allen wechſelnden Geſtalten wachzurufen. (Strophe 8.)

Und damit wird nun, entſprechend der Stimmung deſſen, der Abſchied genommen, zum zweiten Mal die Reihe der lieblichen Erlebniſſe wieder durchlaufen, deren Abglanz wir ſchon einmal — in der zweiten bis vierten Strophe — empfangen haben. Es iſt dies aber nur ſcheinbar eine Wiederholung, denn einmal iſt, wie ich ſchon ſagte, durch die dazwiſchenliegende Schilderung des Abſchiedsſchmerzes der Standpunkt des Dichters und des Leſers hier gegen dort etwas verändert, dann aber kommt vor allen Dingen in dieſer neuen Schilderung

Digitized by Google

eine Vertiefung des Gefühls, eine Verinnerlichung der Leidenſchaft zum Ausdruck, deren Fehlen in der erſten Schilderung uns erſt jetzt eigentlich bewußt wird. Und jetzt verſtehn wir auch, warum die Allheilerin Natur diesmal verſagen mußte und ohnmächtig war. Das erſte Erinnerungsbild: Strophe 2 und 3 bewegt ſich durchaus in ſinnlichen Regionen: Es iſt der Reflex der durch Schönheit und Anmut körperlicher Reize gehobenen Seelenſtimmung, und andere körperliche, ſinnliche Erſcheinungen — die Natur mit ihrem Zauber — ſollten ihm daher dieſen Verluſt erſetzen. Jetzt aber tritt dieſer äußere Reiz völlig zurück hinter der tiefen, vollen Reſonanz der ſeeliſchen Bereicherung, die er durch das Zuſammenſein mit der Geliebten erfahren. Es erſcheint ihre Perſönlichkeit nun erſt in ihrem eigentlichen Weſen erfaßt und aus der dankbaren Erinnerung verklärt: „Ins Herz zurück; dort wirſt du's beſſer finden."

Und von der Erinnerung an die äußere Liebesbezeugung auch diesmal ausgehend — Strophe 9 — wird dann in den folgenden Strophen mit wachſender Innigkeit und zugleich Leidenſchaft der geiſtige Zauber ihrer Perſönlichkeit, wie ſie ſich „mit Flammenſchrift ins treue Herz geſchrieben", zu Luſt und Qual in die Erinnerung zurückgerufen.

Aus der lebendigſten Vorſtellung ihres Weſens blüht zunächſt ein Dankgefühl, das nach Worten ſucht (Strophe 10). Das iſt die natürliche Brücke zu einer Vergegenwärtigung des Zuſtandes, aus dem ihn ihre Nähe, ihr Daſein befreit hat. (Strophe 11, 12.)

Digitized by Google

Und nun, nachdem er mit tiefſter Inbrunſt ſich ſelbſt die Stunde erneut, wo er zum erſten Mal der Dankesſchuld ſich bewußt wurde, da finden ſich auch in einer wundervollen Harmonie des Inhalts und der Form die Worte zu jenem Hohenlied auf die läuternde und verjüngende und befriedende Kraft der Liebe, die das Höhere, das Beſſere in der Geliebten ſucht. (Strophe 13, 14.)

Aber es iſt bezeichnend für Goethes inniges Verhältnis zur Natur, für das Bedürfnis, das Vergängliche als Gleichnis zu erkennen, daß dieſe Verklärung durch den bibliſchen Begriff „Frommſein" ihm nicht genügt, daß ihm, dem Sonnenfreund, der im farbigen Abglanz ihrer Strahlen, im Regenbogen, das Leben ſelbſt ſieht, wieder ſich die höchſte Fülle ſegnender, läuternder Kraft verkörpert in dem natürlichen Symbol. (Strophe 15.)

Nun iſt ſie wirklich da, ganz nah, lebendig, mit allen Sinnen wahrnehmbar — „es iſt, als wenn ſie ſagte", heißt es jetzt bezeichnend.

Das, *was* ſie ſagt, das ſchließt nun auch das Geheimſte und Lieblichſte ihres Weſens auf und lehrt uns zugleich verſtehn, warum gerade ſie vor allen andern blendenden und geiſtig bedeutenderen Frauengeſtalten ſo tief ſein Herz erſchüttern mußte: Sie kam in ſein Leben, wie das Abbild ſeiner Jugend.

„Ich hatte ſtets Luſt gut zu ſein, und andere gut zu finden," ſagt er in „Dichtung und Wahrheit" von ſich, und ſeine eigenſte Lebensphiloſophie hören wir aus den oft zitierten Worten des Türmers mit den „glück-

Digitized by Google

lichen Augen". Auch ſie ſah aus ſo glücklichen Augen in die Welt, und ſo ſpiegelt ſich in ihrem Auge ſeine eigne ungetrübte Jugend, ſpricht aus ihren Worten ſeine eigne hoffnungsfreudige Jugend: Strophe 16. Die Mahnung (Strophe 17) die ſie an ihn richtet, iſt daher wie ein Widerklang aus jenen Tagen, wo er ſelber ſang:

Uns hat ein Gott geſegnet,
Mit freiem Lebensblick.
Und alles, was begegnet
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget
Verknickt ſich keine Luſt,
Durch Zieren nicht geenget
Schlägt freier unſre Bruſt.

Und wo das:

Willſt du immer weiter ſchweifen,
Sieh das Gute liegt ſo nah,
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da

ihm über die Lippen ſprang.

Es iſt die Jugend, es iſt ſeine eigene Jugend, das Beſte, was der Inhalt ſeiner Jugend war, das in der Geliebten verkörpert noch einmal an der Schwelle des Todes ihn grüßt, ihn grüßt, wie etwas Vertrautes — und doch wie etwas Fremdes. Sie iſt nicht mehr ſein, in dem Sinne, daß ſie untrennbar mit ſeinem Denken,

Digitized by Google

Fühlen und Handeln verwachſen wäre. Sie iſt etwas außer ihm, an dem er ſich noch freuen kann, das aber nie wieder Eins mit ihm werden wird, und von dem er ſich trennen muß: es iſt ein Begegnen, aber nur, um ſich nach flüchtigem Genuß wieder zu verlieren. (Strophe 18.)

Und in dieſem Augenblick, wo dieſe lieblich jugendliche Geſtalt, in der ſich für ihn alles verkörpert, was das Leben lebenswert macht, die reine Freude an allem Gewordenen, ſich von ihm trennt, von ihm getrennt wird, da iſt es denn mehr als die Trauer über ein Schickſal, das zwei Menſchen von einander trennt, das jenen hierhin reißt, den andern dorthin, nein, es iſt die Erkenntnis der großen unerbittlichen Wahrheit, die ihn ſo packt: Scheiden iſt der Tod; hier im allerprägnanteſten Sinne gefaßt: nach dieſem Scheiden gibt es kein Hoffen mehr: die Trennung von der einen Lichtgeſtalt iſt nur das Symbol der Trennung von allen erhellenden und erfreuenden Gewalten des Lebens. In dem eigenen perſönlichen Erlebnis wird mit unſäglicher Qual und Leidenſchaftlichkeit allgemein Menſchliches durchgekämpft und durchgelitten. In etwas anderm Sinne, als es gewöhnlich gefaßt wird, wird hier das Motto wahr: „Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt, gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide.“

Dieſe ungeheure Prägnanz des Augenblicks muß nachempfunden werden, um der elementaren Gewalt des Schmerzausbruchs, der nur „grenzenloſe Tränen“ kennt,

Digitized by Google

mit vollſtem Verſtändnis gegenüberzuſtehen. (Strophe 19 bis 20.)

Ein Wanderer- und Reiſegedicht iſt auch dieſe Elegie. Wenn wir es vergaßen, gemahnt uns daran die Schlußwendung. In dem wildeſten Schmerzparoxysmus gedenkt er der Reiſebegleiter, die einer eignen Weiſung folgend ſtillfriedlich mineralogiſch-geologiſche Studien treibend in der Erforſchung der Naturgeheimniſſe Freude und reinſtes Genügen finden. Gerade dieſe Harmonie der andern aber empfindet er in dem Aufruhr aller Gefühle als unerträglich. Für ihn iſt die Harmonie auf einmal aus der Welt verſchwunden, und das Auskoſten der Disharmonie erſcheint ihm in dieſem Augenblick wie ein Labſal. (Strophe 22, 23.)

Das letzte Gedicht der Trilogie: „Ausſöhnung" iſt, wie ſchon bemerkt, nicht als Schlußakkord urſprünglich konzipiert worden. Im Gegenteil, es iſt zeitlich vor der Elegie entſtanden. Gleichwohl iſt es innerlich, organiſch der Ausklang jenes; der Ausklang jener Stimmung, die unter dem unmittelbaren Eindruck des perſönlichen Abſchieds noch einmal wieder in der Elegie ihr Recht verlangt hatte, nachdem der Konflikt eigentlich ſchon ausgekämpft war, ein gewolltes Zurückverſetzen in überwundene ſeeliſche Kämpfe, wie wir es beim jungen Goethe beobachten, als er den „Werther" ſchrieb. In den Tagen, als Goethe noch in Marienbad weilend jene Qualen der Diſſonanz durchlebte, war es das Spiel der Frau Marie Szymanowska, das auf ſeine ſtürmiſch erregte, reizbare

Digitized by Google

Stimmung einen beſänftigenden und lindernden Zauber ausübte, ihn ſelber, da er im allgemeinen für muſikaliſche Eindrücke weniger empfänglich war, überraſchend. Und der Verſöhnungsakkord, die Harmonie, die unrettbar einen Augenblick verloren ſchien für immer, iſt wiedergefunden — ungemein bezeichnend für Goethes Empfinden durch eine künſtleriſche Erfahrung, die er ſofort in eine ethiſche umwandelte.

Vielleicht erſcheint hier nicht für jedes Ohr und jedes Gefühl die Diſſonanz wirklich innerlich, von innen heraus aufgelöſt; und manchem wird vielleicht, gerade je gewaltigere Reſonanz die Elegie in ſeinem Innern geweckt hat, dieſer Schluß:

Da fühlte ich, — o daß es ewig bliebe —
Das Doppelglück der Töne und der Liebe

mit dem Anklang an die „Glocke" fremdartig berühren.

Und vielleicht empfindet man dies Mißverhältnis um ſo mehr, wenn man einer Äußerung Goethes ſich erinnert, die, ebenfalls unter dem lebendigen Eindruck des Spiels und der Perſönlichkeit der Szymanowska nach der Rückkehr nach Weimar getan iſt und nicht nur zeitlich den Ausklang der Elegie füglicher bilden könnte, ſondern auch durch die eigentümliche Innigkeit des Gefühls und die Schönheit des Gedankens als der gegebene Schlußakkord der „Trilogie der Leidenſchaft" erſcheint, eine Äußerung, die mir wenigſtens immer als eine der rührendſten Offenbarungen Goethiſcher Weltanſchauung

Digitized by Google

erſchienen iſt, würdig, gerade dieſe letzte Offenbarung von Goethes Herzen, dieſen Schwanengeſang der Leidenſchaft abzuſchließen.

Der Kanzler von Müller erzählt aus dem Anfang November 1823 von einem Abend bei Goethe nach einem Konzert, das die Szymanowska in Weimar gegeben: „Unter mancherlei Toaſten ward auch einer der Erinnerung geweiht. Da ward der Alte zornig und ſprach heftig: ‚Ich ſtatuiere keine Erinnerung in Eurem Sinne. Das iſt nur eine unbeholfene Art, ſich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von außen her wieder er—innert, gleichſam wieder er—jagt werden; es muß ſich vielmehr gleich von Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm Eins werden, ein neueres beſſeres Ich in uns erzeugen, und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurückſehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen der Vergangenheit geſtaltet, und die echte Sehnſucht muß ſtets produktiv ſein, ein neues Beſſeres erſchaffen! Und,‘ ſetzte er in großer Rührung hinzu, ‚haben wir dies nicht alle in dieſen Tagen an uns ſelbſt erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgeſamt durch dieſe liebenswürdige, edle Erſcheinung, die uns jetzt wieder

Digitized by Google

verlaſſen will, im Innerſten erfriſcht, verbeſſert, erweitert? Nein, ſie kann uns nicht entſchwinden, ſie iſt in unſer innerſtes Selbſt übergegangen, ſie lebt in uns, mit uns fort, und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen, ich halte ſie immerdar feſt in mir!'"

Das iſt, wer fühlt es nicht, der verſöhnende Schlußakkord der Trilogie: die innere Überwindung des Todes, den das Scheiden bringt. Zugleich die Befreiung von der Leidenſchaft, durch die Verklärung des durch ſie erregten Gefühls zu einem dauernden, erſt mit dem Leben ſelbſt zerſtörbarem Beſitz. Die Erfahrung der Tücke des Lebens, das erbarmungslos jedes Glück, das es ſelbſt geſchaffen wieder zerſtört, dieſe Erfahrung, die in dem Augenblick, wo ſie in ihrer ganzen Herbheit und Unerbittlichkeit klar empfunden wird, für den Menſchen den Abſchied von Jugend bedeutet, einerlei ob ſie ihm ſchon am Morgen oder am Abend des Lebens beſchert wird, dieſe Erfahrung, die die Sorge gebiert:

Wen ich einmal nur beſitze,
Dem iſt alle Welt nichts nütze.
Ewiges Düſtere ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommenen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle . . . .

Digitized by Google

Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken
Heftet ihn an ſeine Stelle.
Und bereitet ihn zur Hölle. —

Dieſe Erfahrung, die als Feſſel ſich mit jedem Schritt weiter auf der Lebensbahn immer enger und feſter um Hand und Fuß legt, erſcheint hier überwunden, verklärt im Glanze einer neuen, einer unzerſtörbaren Jugend. Was Feſſel war, wird jetzt zur Schwinge, die hinüber trägt über das Kleine und aus einer höheren Perſpektive den Ausblick eröffnet auf eine Welt, in der durch die Kraft des unverrückbar auf das Gute — im höchſten und weiteſten Sinne — gerichteten Willens die Diſſonanz aufgelöſt und der Tod überwunden wird.

Güte in Schönheit verklärt, das iſt das Lebensgeheimnis und die Lebensweisheit Goethes. Sie liegt jetzt vor uns ausgebreitet aufgeſchlagen, wenn wir, am Schluß unſerer Wanderung Halt machend, zurückblicken auf das, was dieſe Durchmuſterung ſeines Lebensbekenntniſſes uns ſagt.

Darin liegt die befreiende Kraft und die ewige Jugend, die von ſeiner Dichtung ausgeht und die ſich mitteilt jedem, der mit reiner, ſtiller Seele ſich ihm naht.

Digitized by Google

Dieſe ſelbſtverſtändliche, aus ſeiner Natur herauswachſende, nie zu Dogma verknöcherte oder zu Tendenz verengte innige Erfaſſung des Lebens, als eines Wandels in Güte und Schönheit, beide untrennbar miteinander verbunden, ſie iſt verkörpert in ſeiner großen Lebensdichtung im „Fauſt", ſie iſt es aber nicht minder in dem Lebensbekenntnis ſeiner lyriſchen Dichtung, und ſo gilt auch von dem Leſer vielleicht in noch ſtärkerem Grade als von dem Schöpfer ſelbſt das Wort:

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt.

Es iſt in allen Akkorden, die angeſchlagen werden, das große Lied von der inneren Befreiung der Menſchen durch Güte und von der Verklärung zur Schönheit:

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge ſehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht.
Alle Tag und alle Nächte
Rühm ich ſo des Menſchen Loos.
Denkt er ewig ſich ins Rechte,
Iſt er ewig ſchön und groß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google